

FAMA	Feministisch-
	theologische
	Zeitschrift
	12. Jahrgang
	Dezember 1996

# FAMA 4



Neue Mütter?

Neue Töchter?

Athene, die jungfräuliche und kinderlose Göttin, sei, so erzählt der patriarchale Mythos, dem Kopf ihres Vaters entsprungen.

So ausserhalb jeder weiblichen Genealogie steht keine von uns. Wir alle sind zumindest Töchter unserer Mütter. Töchter, die anscheinend eine ungeheure Sehnsucht nach einer weiblichen Genealogie in sich tragen – denn am Anfang der feministischen Theologie stand die Suche nach den Müttern als eines der Hauptthemen. Die Frauen der Bibel, in der Kirchengeschichte; das Matriarchat, Kämpferinnen und Widerständige aller Zeiten wurden eifrig erforscht. Die eigenen, leiblichen Mütter und Grossmütter tauchten unter den Ahninnen, um die wir uns bemühten, kaum auf. Hier war Vorsicht geboten, Abgrenzung angesagt, das war gefährliches Gelände und oft eben nicht stärkender Mutterboden.

Dass die Beziehung zur eigenen Mutter trotzdem massiv, wenn auch untergründig, in die Wertsetzungen der Frauenbewegung einfluss, zeigt Dorothee Markert. Die Prinzipien «Frauensolidarität» und «Gleichheit», so ihre These, stammen genau dorthier – und verhindern eine sichtbare weibliche Genealogie.

Irgendwann wächst frau aus dem reinen Tochtersein hinaus. Hat sie selbst Töchter, so hofft sie natürlich, dass die Töchter das weiterführen werden, was ihr selbst wichtig ist – und dass sich die Beziehung zu ihr dabei nicht als Hemmschuh, sondern als beflügelnd erweist.

Entwickelt die Tochter eine Leidenschaft für weisse Rüschensockchen, so ist das, recht betrachtet, noch kein bedenkliches Zeichen, tröstet Silvia Strahm Bernet leicht verzagte Töchtermütter in ihrem Lernprogramm «für die Weitergabe feministischer Welteinsichten und Veränderungsvorhaben.» Wichtiger scheint ihr, dass die Tochter herauszufinden lernt, «was sie eigentlich will.»

Und das scheinen die Töchter, die sich für die FAMA befragen liessen, ganz gut zu können. So Aglaia Wespe, die mit Barbara Waldis sprach, oder die Töchter der Basler Frauen, die mit ihnen in einem Mondblutfest die erste Mens feiern. Irgendwann wächst auch eine Bewegung aus dem reinen Tochtersein heraus. Auch

hier werden die Fragen nach der Folgegeneration thematisiert – weil sich die Frage seither noch nie stellen durfte, wie im Falle der lesbischen Genealogie, oder weil der Nachwuchs zu fehlen scheint. Wo sind sie, die Töchter, warum führen sie nicht mit Schwung weiter, was uns so wichtig ist? Und dahinter lauert die – meist unausgesprochene – Frage: haben wir etwas falsch gemacht? Dass dies nicht die einzig mögliche Ansicht ist, zeigen die vier Frauen, die sich zum befürchteten Generationenbruch in der feministisch-theologischen Bewegung äussern. Sie sind da, die jungen Frauen, sie sind nur anders. «Damit ist die Frage nicht mehr: Wo ist der Nachwuchs?» schreibt Lisianne Enderli: «Sondern: Wo begegnen sich potentieller Nachwuchs und erwachsene Frauenbewegung?»

Dorothee Dieterich

# «Kultivierung» der Beziehungen unter Frauen

Zwischen «Frauensolidarität» und  
Abbruch der Beziehung

Dorothee Markert

Die Beziehungen unter Frauen seien etwa so unkultiviert, wie die der Kühe auf der Weide, sagte die italienische Philosophin Luisa Muraro, eine der wichtigsten Denkerinnen der Gruppe aus dem Mailänder Frauenbuchladen und der Philosophinnengemeinschaft «Diotima» vor einigen Jahren<sup>1</sup>. Eine solche Aussage muss natürlich als Provokation empfunden werden, besonders dann, wenn wir der Rede von der besonderen Beziehungsfähigkeit der Frauen geglaubt haben bzw. wenn wir uns selbst immer um harmonische Beziehungen zu Frauen bemüht haben. Das Wort «unkultiviert» ist hier allerdings nicht als Schimpfwort gemeint, sondern es ist in dem Sinne zu verstehen, dass von der menschlichen Fähigkeit, Konflikte mit Hilfe von Sprache und Regeln zu lösen, in den Beziehungen zwischen Frauen wenig Gebrauch gemacht wird.

Muraros Satz bleibt eine Provokation, denn er ignoriert, dass die neue Frauenbewegung einen wichtigen Schritt in Richtung einer solchen Kultivierung weiblicher Beziehungen ging: Frauen trafen sich unter sich, um gemeinsam über ihr Leben und über die Gesellschaft sowie über Möglichkeiten, beides zu verändern, nachzudenken. Dafür war es notwendig, Regeln für politische Auseinandersetzung und Entscheidungsfindung unter Frauen zu entwickeln. So wurde in all den Jahren, in denen die neue Frauenbewegung zweifellos viele gesellschaftliche Veränderungen bewirkte, immer auch über die Beziehungen unter Frauen nachgedacht. Jedoch wurden dabei zwei politische Vorgaben nicht in Frage gestellt: die Forderungen nach Frauensolidarität und nach Gleichheit unter Frauen. Erst die radikale Kritik der «Italienerinnen» an diesen Prinzipien machte deutlich, dass «Frauensolidarität» und «Gleichheit» sich letztlich gegen Stärke, Grösse und Freiheit von Frauen richteten, da beide Forderungen Frauen nahelegen, in der Masse unterzutauchen und nicht als einzelne herauszutragen und Position zu beziehen. Im folgenden will ich zeigen, wie diese beiden Prinzipien der Frauenbewegung zwei früh erlernte Beziehungsmuster unter

Frauen (hauptsächlich zwischen Müttern und Töchtern) fortführen und verstärken. Diese Muster verhindern im Konfliktfall, dass «leidenschaftlich sachlich»<sup>2</sup> nach der besten Lösung gesucht werden kann. Es gibt zahlreiche Beispiele für zermürbende Auseinandersetzungen unter Frauen, für gescheiterte Projekte und für politische Fehlscheidungen, in denen die (einst gemeinsame) «Sache» aus den Augen verloren wurde, weil negative Gefühle aus früheren Frauenbeziehungen, vor allem aus der Beziehung zur Mutter, die Auseinandersetzung «überschwemmten».

## Die Falle der Frauensolidarität: Unterschiede werden verdeckt, weibliche Leistungen entwertet, Frauen beuten Frauen aus

Gegen die Forderung nach Frauensolidarität kann sich eine Frau, die sich der Frauenbewegung zurechnet, kaum wehren. Sie soll sich in die Lage anderer Frauen hineinsetzen und so urteilen und handeln, als ob sie an ihrer Stelle wäre. Unterschiede unter Frauen werden in der «Frauensolidarität» ausgelöscht, sie dürfen keine Rolle spielen. Genaue sachliche Arbeit an der einzelnen Situation und ihren Notwendigkeiten erübrigt sich, da nur das wichtig ist, was für «die Frauen», also möglichst viele, angebliche Realität ist. Und darüber wissen wir von vornherein Bescheid: Sie werden ausgebeutet und unterdrückt. Welche Frau würde es wagen, hier «Solidarität» zu verweigern?

Die wichtige Entdeckung der Frauenbewegung, dass das Persönliche politisch ist, d.h. dass es politischer Überlegung zugänglich gemacht werden kann, wurde dazu missbraucht, den Druck auf die Frauen, «frauensolidarisch» zu handeln, auch auf die bisher als privat betrachteten Lebensbereiche auszudehnen. Als Folge dieses Missverständnisses ging die Unterscheidung in persönliche und politische Beziehungen verloren. Dieser Fehler wirkte sich in der Frauenbewegung vor allem zu Lasten der politischen Beziehungen aus: aus den ersten Kleingruppen, die das politische Bewusstsein «heben» sollten (consciousness-raising-Gruppen) wurden Selbsterfahrungsgruppen. Statt Frauen zu befähigen, ihr Leben zu verändern und damit ihre Umgebung zu einer Veränderung zu zwingen, erfüllten diese Gruppen nun zunehmend die Funktion, die die Beziehungen unter Frauen auch sonst in der Gesellschaft hatten: Sie machten den Frauen ihr sonstiges Leben erträglicher, indem sie für einen Ausgleich sorgten. Hier konnte über die Männer und die «Männergesellschaft» geschimpft werden, hier wurden Frauen bemitleidet und getröstet, hier wurde die harmonische Atmosphäre unter Frauen hochgelobt. In manchen von Frauen aufgebauten Frauenprojekten beuteten sich Frauen selbst und gegenseitig aus, um – selbstverständlich kostenlos – den Opfern der «Männergesell-

schaft» Hilfe und Unterstützung zukommen zu lassen.<sup>3</sup>

Hiermit wurde eine Beziehungsform unter Frauen weitergeführt und intensiviert, die die meisten Frauen schon als kleine Mädchen mit ihrer Mutter praktiziert hatten und die als «Frauenfreundschaft» auch unter erwachsenen Frauen üblich ist: Auch wenn die Situation des kleinen Mädchens in Wirklichkeit völlig anders ist als die der Mutter, die der einen Frau völlig anders als die ihrer Freundin, wird bedingungslose Unterstützung erwartet. Früher mussten die Mütter, um all das bewältigen zu können, was für die Bequemlichkeit der männlichen Familienmitglieder (und evtl. für das Wohlergehen der kleineren Kinder und hilfsbedürftiger Erwachsener) an Dienstleistungen erforderlich war, selbstverständlich über die Arbeitskraft der Töchter mitverfügen. Hätten die Töchter selbst über die Notwendigkeit dieser Tätigkeiten urteilen können, so hätten sie diese Arbeit möglicherweise ganz anders organisiert. Spätere Mütter (miss)brauchten ihre Tochter als ver-



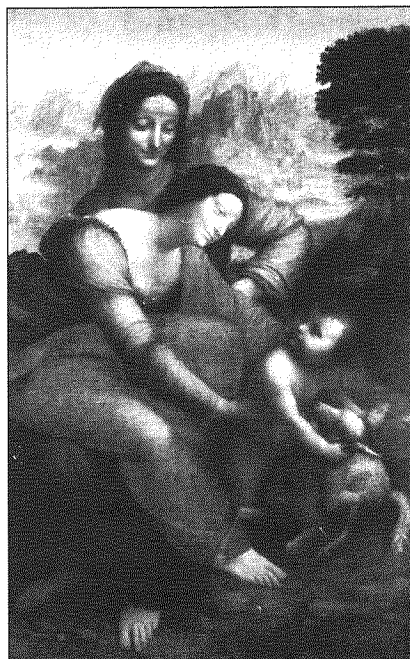
Demeter, thronend, und Persephone, Fackel tragend, Eleusis, 46 v.u.Z.

ständnisvolle Komplizin in Gesprächen, in denen über die Männer geklagt und geschimpft werden durfte. Auch hierbei wurde von der Tochter Solidarität erwartet, ohne wahrzunehmen, dass die Beziehung der Tochter zu ihrem Vater eine ganz andere war, als die der Mutter zu ihrem Ehemann. Für manche Mütter waren die Töchter die einzigen, die bereit waren, auch der Mutter einmal Fürsorge und Zärtlichkeit entgegenzubringen. So selbstverständlich Frauen bereit waren, an Männer und Söhne zu geben, ohne Gegenleistung zu erwarten, so selbstverständlich erwarteten sie von Töchtern und Freundinnen Hilfe und Unterstützung aus Frauensolidarität. Sie sahen

nicht, dass sie damit ihre eigene Arbeit und die anderer Frauen unsichtbar machten und entwerteten. «Nicht der Erwähnung wert» war es, wenn eine Frau die andere unterstützte. Wo diese Folge von «Frauensolidarität» nicht wahrgenommen wird, nehmen Frauen weiterhin selbstverständlich die Hilfe anderer Frauen in Anspruch oder nötigen einander zum Geben, «weil wir doch alle Frauen sind» (und damit in Not und bedürftig), ohne dass über diesen Tausch verhandelt werden kann, ohne dass das Geben verweigert oder Bezahlung verlangt werden kann, wenn eine Frau nicht den Abbruch der Beziehung riskieren will. Währenddessen teilen Frauen das den anderen Frauen abgebettelte, abgeschmeichelte, abgepresste und gestohlene «Gut» mit vollen Händen in der Männergesellschaft aus, um dort, wenn nicht anerkannt, so doch wenigstens geduldet zu werden. So zitieren z.B. viele Frauen, die viel von anderen Frauen gelernt haben, in ihren wissenschaftlichen Arbeiten doch lieber Männer, da sie davon ausgehen, dass ihre Arbeit nur dann als «wissenschaftlich» anerkannt wird, wenn sie sich auf die anerkannten «Größen» beziehen. Je überforderter die Frauen sind – durch die «Emanzipation» ins Berufsleben nahm die Belastung ja eher noch zu als ab, da sie bei vielen Frauen nicht mit Entlastung im Haushalt und in der Kindererziehung einherging – um so weniger können sie es sich leisten, über mehr Gerechtigkeit in ihren Beziehungen untereinander nachzudenken, über Anerkennung der Leistungen anderer Frauen, über sinnvollen Austausch.

#### Idealisierung der Gleichheit in der Schwäche, Diffamierung von vertikaler Ungleichheit

Der aus der Linken, insbesondere der Kritischen Theorie übernommene Gleichheitsdiskurs, der Herrschaft dadurch abschaffen möchte, dass Gleichheit unter den Menschen hergestellt wird, wirkte einer Kultivierung weiblicher Beziehungen ebenfalls entgegen. Gleichheit lässt sich am leichtesten herstellen oder phantasieren, wenn eine Frau sich selbst als Opfer begreift. Als von der Gesellschaft bzw. den Männern Unterdrückte und Bedrohte sind wir scheinbar alle gleich. Nur gemeinsam, als Gruppe oder als «die Frauen» durften sich Frauen als stark und grossartig phantasieren. Einzelne Frauen mussten sich dagegen hüten, aus der Gruppe herauszuragen und damit sichtbar zu werden. Wenn es auf die einzelne Frau in ihrer Besonderheit nicht ankam, konnten Frauen sich auch nicht aufeinander beziehen, konnten nicht füreinander wichtig werden, konnten auch nicht in der Gesellschaft und für die Gesellschaft bedeutend und sichtbar werden. Dass die Frauenbewegung trotz dieser Ideologie gesellschaftlichen Einfluss bekam, verdanken wir nicht zuletzt den Frauen, die trotz der Diffamierungen, mit denen sie gerade von Frauen aus der Frauenbewe-



Leonardo da Vinci, *Die Jungfrau, das Kind und St. Anna*, 16. Jh.

gung rechnen mussten, das Verbot übertraten, als einzelne aus der Gleichheit der Frauen herauszuragen und damit gesellschaftlich sichtbar zu werden, z.B. Alice Schwarzer.

Die Politik der Gleichheit unter Frauen unterstützt ebenfalls die Fortsetzung einer Beziehungsform unter Frauen, die längst ein fester Bestandteil der patriarchalen Ordnung ist: Wenn Frauen sich nicht auch noch gegenseitig die Kränkung zufügen, dass eine in Bezug auf eine Fähigkeit oder Stellung «höher» steht, «mehr» darstellt oder «besser» ist als eine andere, so schafft die Sicherheit, sich wenigstens unter Frauen einmal nicht geringerwertig fühlen zu müssen, ebenfalls einen Ausgleich gegenüber der von früher Kindheit an häufig gemachten Erfahrung, gegenüber männlichen Personen auf den zweiten Platz verwiesen zu werden. Untersuchungen über Kommunikationsstrukturen unter Frauen (Tannen, Flaake, Groth) haben gezeigt, dass Frauen untereinander im Gespräch Gleichheit herstellen, indem sie sich selbst als schwach und inkompetent darstellen und Unterschiede untereinander herunterspielen. Frauen können sich selbst als die «besseren Menschen» fühlen, wenn sie mit anderen Frauen über die «unsinnigen Hierarchien» der Männer lästern, über deren Geltungsdrang und Selbstinszenierungen. Gleichzeitig verstärken sie durch solche Gespräche füreinander das Verbot, selbst einmal aus der Gleichheit heraus- und in eine höhere Position aufzusteigen. Es bringt ebenfalls Entlastung, wenn Frauen sich lustig machen können über die Versuche von Männern, Frauen gegeneinander auszuspielen, indem diese die einen auf- und andere abwerten. Damit können Frauen zwar in der Phantasie ihre real erlebte Ohnmacht gegenüber patriarchalen Institutionen und der Do-

minanz männlicher Bewertungen kompensieren, sie können sich aber nicht darauf verlassen, von anderen Frauen unterstützt zu werden, wenn sie sich autorisieren, gegen die patriarchalen Vorstellungen und Bewertungen ihre eigenen durchzusetzen.

#### Die «Politik der Beziehungen unter Frauen»

Die «Italienerinnen» entwickelten ihre «Politik der Beziehungen unter Frauen» aus der Kritik an diesen beiden Prinzipien der Frauenbewegung:

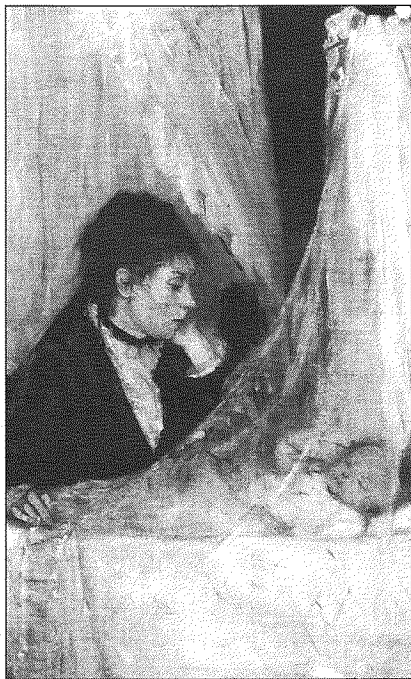
Sie forderten Frauen dazu auf, öffentlich anzuerkennen, was sie von Frauen bekommen haben, um dem Diebstahl an den Gütern der Frauen zugunsten der Männer und einer Kultur, deren alleinige Urheberschaft Männer für sich beanspruchen, ein Ende zu setzen. Die Schulden an die Frauen müssen von Frauen «symbolisch» bezahlt werden, indem wir sie als Leistungen von Frauen sichtbar machen, angefangen mit der Schuld gegenüber der Mutter, die uns das Leben und die Sprache geschenkt hat. Sich innerhalb einer «weiblichen Genealogie» zu verorten, heisst in erster Linie, sich in Dankbarkeit auf die Frauen zu beziehen, die vor uns waren, und dafür zu sorgen, dass auch unsere eigenen Leistungen als Leistungen von Frauen für die nachfolgende Generation sichtbar werden und dass damit Frauen weibliche Grösse und Stärke vermittelt wird.

Wenn diese einfachsten Tauschregeln unter Frauen etabliert sind, wenn Anerkennung für das, was wir bekommen haben, zu einem selbstverständlichen formalen Akt geworden ist, der nichts mit Sympathie oder Antipathie zu tun hat<sup>4</sup>, sind auch die Unterschiede unter Frauen nicht mehr so bedrohlich, weil sie nicht mehr mit erzwungenem Geben und selbstverständlichem Nehmen, mit Unfreiheit, Ohnmacht und Missachtung verknüpft sind.

Mit «affidamento-Beziehungen» aus der Literatur wiesen die Frauen des Mailänder Frauenbuchladens auf die Existenz von Beziehungen unter Frauen hin, in denen Ungleichheit in Kompetenz, Erfahrung, gesellschaftlicher Sichtbarkeit usw. nicht «unproduktiv» zu Neid oder Bewunderung führte, sondern in denen eine Frau von der anderen lernen konnte, wodurch das Anliegen beider Frauen, auf eine bestimmte Weise Einfluss auf die Gestaltung der Welt zu nehmen, verwirklicht werden konnte.<sup>5</sup>

Vor allem in Deutschland hat die Bezeichnung des politischen Ansatzes der «Italienerinnen» als «affidamento-Bewegung» zu zahlreichen Missverständnissen geführt. Was bei den «Italienerinnen» ein Beispiel war für eine andere Möglichkeit der Beziehung unter ungleichen Frauen, wurde hier zu einem Rezept hochstilisiert, mit dessen Hilfe die Probleme unter Frauen und die mit der «weiblichen Freiheit» zugleich gelöst werden sollten. Dass dies nicht gleich «funktionierte», galt als Beweis,

dass der ganze Ansatz nichts taugte. Missverständnisse ergaben sich auch durch die fehlende Unterscheidung zwischen persönlichen und politischen Beziehungen. Zahlreiche Schwierigkeiten, die Frauen mit «affidamento» in der Praxis hatten, hingen damit zusammen, dass versucht wurde, «affidamento» mit den Beziehungsformen der «weiblichen Solidarität» und der «Gleichheit unter Frauen» in Einklang zu bringen. Vielleicht wurde in der Vermittlung nicht deutlich genug betont, dass dieser Ansatz eine radikale Kritik an diesen Prinzipien beinhaltete. Die Aggressivität, mit dervielfach gegendendenDenkansatz der «Italienerinnen» vorgegangen wurde, scheint mir ein Hinweis darauf zu sein, dass viele Frauen die Kritik an «Gleichheit» und «Solidarität» auch nicht hören wollten. Da «Gleichheit» und «Solidarität», wie ich oben gezeigt habe, keine neuen Erfindungen der Frauenbewegung waren, sondern auf altbewährten Beziehungsstrukturen unter Frauen aufbauten, wird verständlich, warum Frauen um jeden Preis an diesen gewohnten Strukturen festhalten wollten.



Berthe Morisot, *Le berceau*.

Die Frauenbewegung in Deutschland und auch Teile der italienischen Frauenbewegung suchten dem geringen Einfluss der Frauen in der Gesellschaft dadurch zu begegnen, dass sie – unter konsequenter Fortführung des Gleichheitsdiskurses – genau so viele Machtpositionen für die Frauen forderten, wie sie die Männer innehatten. Ausserdem forderten sie vom Staat, mehr Frauen in die höheren Positionen hineinzu«fördern». Dagegen entwickelten die «Italienerinnen» ihre Politik der Beziehungen unter Frauen dahingehend weiter, dass sie das Sprechen, Urteilen und Handeln von Frauen in der Welt durch das Stärken weiblicher Autorität in den Beziehungen

unter Frauen (und auch gegenüber Männern) zur vordringlichen Aufgabe erklärten. Sie (und auch die wenigen Frauen in deutschsprachigen Ländern, die bis jetzt diese Politik unterstützen) zeigten auf, wo überall weibliche Autorität in der «Welt» fehlt, vermittelten aber gleichzeitig an zahlreichen Beispielen, wo sie vorhanden ist, ohne dass wir sie wahrnehmen. Da Frauen sich so wenig auf ihre eigenen Erfolge und die anderer Frauen beziehen, wissen wir nur wenig über den tatsächlichen Einfluss von Frauen in der Welt. Wir unterschätzen daher auch unsere Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen, und überschätzen die Macht derer, die bisher «das Sagen» haben (oder hatten). Wo wir denen, die Macht haben, automatisch auch Autorität zusprechen<sup>1</sup>, vor allem wenn sie Männer sind, sind wir daran beteiligt, ihre Macht aufzuwerten und damit zu festigen.

#### «Mütter» und «Töchter» in der Frauenbewegung

Die «Töchter» haben also einerseits recht, wenn sie den «Müttern» aus der Frauenbewegung misstrauen, wenn sie nicht mehr bereit sind, deren Politik fortzuführen, wo diese von ihnen fordert, sich selbst als Opfer zu konzipieren oder sich bereitwillig selbst auszubeuten bzw. von anderen Frauen ausbeuten zu lassen, sich für eine «gute Sache» aufzuopfern. Andererseits sorgen sie dafür, dass wieder einmal die Tradition abbricht. Wieder einmal können die Jüngeren nichts lernen von den Erfahrungen der Frauen, die sich vor ihnen für weibliche Freiheit eingesetzt haben. Wieder einmal bekommen die Älteren keine Anerkennung für das, was sie – bei allen Fehlern, die sie natürlich auch gemacht haben – für die nächste Generation an Verbesserungen durchsetzen konnten. Wieder einmal wird weibliche Autorität nicht in ihren Möglichkeiten, die Welt zu verändern, wahrgenommen. Denn der Einfluss, den Frauen der Frauenbewegung auf die Gesellschaft hatten, die Veränderungen, die sie bewirkt haben, ist ja nichts anderes als die Folge weiblicher Autorität, d.h. des Sprechens, Urteilens, Entscheidens und Handelns von Frauen.

Durch eine öffentliche Kritik an den Prinzipien «Frauensolidarität» und «Gleichheit», gleichgültig ob von «Müttern» oder «Töchtern» in der Frauenbewegung gesprochen, durch die endgültige Abkehr von diesen Prinzipien, könnte ein Freiraum entstehen, in dem die «Kultivierung» politischer Beziehungen unter Frauen möglich würde. Sichtbar werden dürften dann die Unterschiede unter Frauen, die unterschiedlichen Denkansätze, die von Frauen entwickelt wurden, die unterschiedlichen Möglichkeiten politischen Handelns. Die «Töchter» müssten sich dann möglicherweise nicht mehr pauschal gegen die Frauenbewegung abgrenzen, sondern könnten sich an den «Müttern» orientieren, deren Werk sie fortsetzen wollen, da es der

Richtung ihres eigenen Begehrens entspricht. Dabei könnten sich die «Töchter» auf die Frauen beziehen, die vor ihnen waren, und ihre Leistungen als Leistungen von Frauen sichtbar machen und das Wissen darum an ihre Töchter weitergeben. Wenn es selbstverständlich geworden ist, öffentlich anzuerkennen, was wir von Frauen bekommen haben, dürfen auch einzelne Frauen in ihrer Bedeutung und Grösse zu sehen sein. Wir können ihnen Autorität zusprechen, ohne deshalb auf eigenes Urteilen verzichten zu müssen.

Die Kultivierung der Beziehungen unter Frauen ist untrennbar mit dem Einfluss von Frauen in der Welt und damit mit weiblicher Freiheit verbunden. Es ist höchste Zeit, daß die Frauenbewegung sich dieser Frage zuwendet, wenn sie nicht riskieren will, dass manches von dem wieder verlorengeht, was sie mit so viel Mühe erarbeitet und erkämpft hat.

*Dorothee Markert ist Diplompädagogin und Lehrerin. Sie arbeitet seit 1988 daran mit, das Denken und die Politik der «Italienerinnen» in Deutschland bekannt zu machen. Zur Zeit forscht sie im Rahmen ihrer Doktorarbeit über weibliche Autorität in Pädagogik, Lesedidaktik und Kinder- und Jugendliteratur.*

- 1) Im weiteren bezeichne ich sie mit «Italienerinnen».
- 2) vgl. Andrea Günter, *Weibliche Autorität, Freiheit und Geschlechterdifferenz*, Frankfurt 1996, S. 91 ff.
- 3) Ich betone hier einseitig den entpolitisierenden Effekt der Nicht-Entwicklung einer explizit politischen Beziehungskultur unter Frauen auf manche Frauengruppen und -projekte. Damit leugne ich nicht, dass es im Rahmen der Frauenbewegung immer auch politische Initiativen gab, die wichtige gesellschaftliche Veränderungen bewirkten.
- 4) Auf diesen Aspekt wies mich Andrea Günter hin. Vgl. auch Luisa Muraro (1993): *Die symbolische Ordnung der Mutter*. Frankfurt: Campus. Muraro betont, dass es für den politischen Akt der «Dankbarkeit gegenüber der Mutter» keine Rolle spielt, ob die Beziehung zur Mutter «psychologisch» gut oder schlecht war.
- 5) vgl. *Libreria delle donne di Milano* (1988): *Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis*. Berlin: Orlanda, S. 126 ff.
- 6) Das heisst z.B., dass wir ihrem Handeln Sinn unterstellen, ihnen Kompetenz zusprechen, ihre Massstäbe übernehmen, ihrer Prioritätensetzung zustimmen, während wir der leisen Stimme in uns, die zu einem anderen Urteil kommt, misstrauen.

# Mondblutfeiern

6

*In Basel feiert eine Gruppe von drei Müttern und fünf Töchtern mit einem Fest die erste Menstruation jedes Mädchens. Eine «neue» – wemgleich vermutlich auch uralte – Art, mit diesem Ereignis im Leben einer jungen Frau umzugehen. Uns interessierte, was die Mütter dazu brachte, wie sie die Feste feiern und – nicht zuletzt – was die Töchter davon halten. Die Mütter waren sofort bereit, darüber zu schreiben, mit den Töchtern haben Monika Hungerbühler und Dorothee Dieterich telefoniert.*

## Die Mens-Mütter – warum und wozu?

Bei mir kam «es» einfach so, irgendeinmal in der grossen Pause, kühl registriert in der weiss gekachelten Mädchentoilette des Gymnasiums. Da ich ja doch keine Kinder wollte, war mir egal, ob ich fruchtbar war oder nicht. Nun hatte ich «es» einfach auch. Dass meine beste Freundin zu Hause ein Mens-Fest gerichtet bekam, mit ihrer Mutter und mit ihrer Patin, an einer festlich weiss geschmückten Kaffeetafel, war eine Botschaft von einem fernen Stern.

Und was ich auch hatte, das war die gängige Mentalität der Tamponwerbung: ungehindert, unbelästigt, ungestört kann sich frau dank XYZ ins Schwimmbad stürzen, querfeldein galoppieren, in unbeflecktem Weiss Tennis spielen. Dank XYZ hat frau die Mens, als hätte sie sie nicht, und man kann unbehelligt so tun, als gäbe es diesen Störfaktor nicht.

Doch Halt! Einen zärtlichen Augenblick rund um diese Sache gab es in meiner Mädchenzeit: während der Sommerferien bei einer Tante durfte ich mit ihr nach Zürich, aber dann hatte ich unerwartet und unbegründet Bauchweh, ziemlich heftig sogar. Und die liebe Tante setzte sich mit mir in ein Strassencafé an der Bahnhofstrasse und verwöhnte mich mit einem Kamillenteel. Und Kamillenteel, verstärkt mit einer warmen Bettflasche, das blieb jahrzehntelang mein einziges Heilmittel, wenn es mein Bauch doch ein bisschen zu bunt trieb für meinen Geschmack.

Aber erst in den frauenbewegten späten

Siebziger- und Achtziger-Jahren wurde mir schubweise bewusst, dass dieses Ver-Leugnen, dieses Beiseiteschieben und «Vernüttele» der roten Uhr in unserem Bauch ein massives Stück Selbst-Verleugnung und Entfremdung darstellt. Dass es weibliche Selbst-Verachtung ausdrückt, wo zumindest Freude am rhythmischen Funktionieren eines gesunden Frauenkörpers am Platz wäre. Dass es uns einer zyklischen Erlebnisquelle beraubt, unseres Mitschwingens in kosmischen Zyklen, denn im gleichen Rhythmus gehen die weisse Uhr am Himmel und die rote Uhr in unserem Bauch. Als ich las, dass der feministische Verlag FRAUENOFFENSIVE in München seinen Mitarbeiterinnen pro Monat einen Mens-Freitag einräumt, fand ich es auch nicht mehr nötig, ausgerechnet am Tag der stärksten Blutung mit einem 10 kg schweren Aufnahmegerät an der Schulter eine Strassenumfrage zu machen. Für den zweiten Tag im Mondblutzyklus verschrieb ich mir von da an «leichte Büroarbeit» oder einen Lesetag im Bett.

Als ich zehn Jahre später mit der feministischen Pädagogin Uli Pittner gelegentlich ins Hüten unserer kleinen Töchter teilte, kamen ganz neue Aspekte auf: «Ich trage jetzt wieder Binden, damit meine Tochter das Mondblut sieht» – «Ja, und wir reden dann von Mami-Pampers!» Und obwohl meine Aite noch im Pampers-Alter war, kam in mir der Wunsch auf, diese kleine Frau einmal anders in ihre Geschlechtsreife zu führen, als das bei mir der Fall gewesen war. Mit ihr wollte ich, wie meine Freundin das erlebt hatte, das erste Mondblut feiern. Denn: «ein gesunder Stolz auf ihre Weiblichkeit zählt zum Wichtigsten, was Sie Ihrer Tochter auf dem Weg ins Frauenleben mitgeben können», sagt die Medizin-Journalistin Margaret Minker in DER MONDRING, ihrem Ratgeber für «Feste und Geschenke zur ersten Menstruation» (dtv 1996).

Immer mehr nahm mich wunder, wie andere Frauen ihre Menarche erlebt hatten, was sie gehört, wahrgenommen, gespiegelt bekommen hatten. Oder: wie Frauen hier und heute mit ihrem Mondblut – überhaupt mit Körper, Sinnlichkeit, Sexualität umgehen und was sie damit ihren kleinen oder grossen Töchtern weitergeben. Und von wegen «Mondblut»: was für Worte brauchen wir für «die rote Uhr in meinem Bauch», «die Tage», «the curse» oder «den Fluch», «Tante Rosa» oder «Frau Meier»? Was für ein Vokabular haben wir für all das unter der Gürtellinie? Und was für Bilder und Erwartungen – inzwischen auch schon: Erfahrungen – verbinden wir mit den «Wechseljahren» und der «Abänderung»? Ran an den Speck, Frauen, ich will es wissen, und das Ritual-Kochbuch für unsere Mädchen, das konzipieren wir dann später, wenn es soweit ist. Und wie 1977 für den ersten «Lesezirkel feministische Theologie», lud ich 1988 wieder ein: zur Mensgruppe für Töchter-Mütter.

Seither sind wir dran – für die Töchter, und für uns, die Mütter.

*Ursa Krattiger Tinga, Jahrgang 1946, arbeitet als Programmschaffende bei Schweizer Radio DRS1 und sieht am Horizont das Wetterleuchten der Pubertät ihrer Tochter Aite, Jahrgang 1985.*

## Vorbereitungszeit

Vor genau acht Jahren trafen wir uns zum ersten Mal. Wir, das waren insgesamt zwölf Töchtermütter. Begeistert liessen wir uns anstecken von Ursas Idee, uns gemeinsam auf die Menarchefeier unserer Töchter vorzubereiten. Trotz allgemeiner Übereinstimmung schrumpfte aber die Gruppe schon bald. Anfangs hielten wir uns an ein abgemachtes Thema und arbeiteten intensiv daran. Wichtig war für uns der Austausch, wie wir selbst die Menarche erlebt haben und wie wir heute mit unserer «Periode» umgehen und was sie uns bedeutet. Vor allem wurde uns der Umgang mit der Sprache um den ganzen Themenbereich sehr wichtig. Bald wurde uns klar, dass wir den Töchtern das Wort «Mondblut» – der für uns stimmigste Begriff – mitgeben wollten.

Das Thema weitete sich immens aus – über unsere Erfahrungen mit Gynäkologie bis zur zunehmenden Sensibilisierung unserer eigenen Sexualität.

Mit den Jahren wurde die Klärung und auch Wertsetzung immer offensichtlicher. Dies führte unweigerlich zu einer weiteren Verkleinerung der Gruppe zum heutigen harten Kern. Unser freundschaftliches Dreigespann nahm seinen Anfang.

Jedes Treffen beginnt seither mit einem ausführlichen Erlebnis- und Emotionsreichen ersten Teil: mit dem Erzählen von aktuellen Geschehnissen in Familie, Beruf, Medien, Weltgeschehen etc. Oft erst zu später Stunde schreiten wir dann zum vorgenommenen Thema. Natürlich können wir unsere gesamte Optik des «1. Teils» im Grunde gar nicht mehr vom eigentlichen «Thema» trennen. Dieses organische Zusammenwachsen unseres Lebens mit dem Frauenthema ist für mich sehr erfreulich.

Austausch von Literatur, Werbetexten etc. gehörte seit jeher dazu. Ebenso die gemeinsame Lektüre. Zum 'Aha-Erlebnis' wurde uns ein Buch von Jutta Voss, das «Schwarzmondtabu». Es ist für mich eine ideale Mischung aus Theologie, psychotherapeutischer und gynäkologischer Frauenbegleitung sowie Matriarchatsforschung.

Weiter lasen wir Luisa Francias «Drachenzeit». Ihr phantasievolles Buch inspirierte uns, die wir ja bald in die schwarze Drachenzeit gehören werden, ein Drachengrossmütterfest zu zelebrieren. In unserem Wohnstrich begann ich mit den Vorbereitungen und meine beiden Töchter wurden bald angesteckt von

meiner kreativen Geistin. Voller Stolz erklärten sie dann meinen beiden Mitdrachinnen, was die von ihnen dekorierten Symbole bedeuten sollten. Das Ganz wurde zu einem feierlichen, schmackhaften Schwarzmenüfest.

Mirjam Wolf, eine Bekannte von Ursa, die ihren jüdischen Glauben zusammen mit anderen Frauen durch neu gestaltete, alte Rituale wieder aufleben lässt, stekkte uns an mit ihrer begeisterten Schilderung der Bat Mizwafeiern mit ihren Töchtern. Eines ihrer Feste hatten sie in der Emma-Kunz-Grotte gefeiert. Wir wollten daraufhin diesen energieträchtigen Ort zusammen besuchen. Nie werde ich den Moment vergessen, als wir zu dritt in andächtiger Stimmung an die Felswand der Grotte lehnten und uns von dieser geheimnisvollen Energie spürbar auftanken liessen. Dieser Ort schien uns jedoch für unsere quirligen Töchter in seiner kraftvollen Heiligkeit eine Überforderung zu sein. Für uns war es jedoch ein wichtiges Ziel, dass sich unsere Töchter, die sich kaum kannten, bis zur ersten Menarchefeier kennenlernen sollten. Deshalb organisierten wir immer wieder gemeinsame Ausflüge, Pic-Nic's oder Familienessen.

Als Inhalt und Ziel unserer Ausflüge wählten wir jeweils ein spirituell-feministisches Thema. So führte z.B. eine unserer Reisen nach Zurzach zum Verena-Brunnen, von wo wir das Heilwasser in Flaschen mit nach Hause nahmen. Hier und in der Kirche im Städtchen erzählten wir unseren Töchtern Legenden über Leben und Symbol der heiligen Verena. An einem anderen Sonntag wanderten wir durch die Verena-Schlucht in Solothurn. Ebenso machten wir im Baselbiet eine Familienwanderung zum sagenumwobenen Bärenloch, Jungferstein und Wasserfall.

So wurde es den Mädchen ermöglicht, sich gegenseitig zu beschnuppern und gewisse gemeinsame Interessen – Musikgruppen, Haustiere etc. – zu entdecken.

---

*Rosmarie Wylder-Wälti, geb. 1950, Mutter von zwei erwachsenen Söhnen und zwei pubertierenden Töchtern (Fränzi und Rahel), z.Zt. tätig in (Kinder-)integrierter Elternbildung.*

---

### Initiationsrituale für Mädchen

Unterdessen haben wir zwei Mondblut-feste gefeiert. Wir luden unsere fünf Töchter mit einer Karte schriftlich zu einem Fest mit Festessen ein. Bei den Kleidern und der Tischdekoration markierten wir mit den Farben die jeweiligen Phasen unseres Frauenlebens. Auch das Menü – auf Wunsch des gefeierten Mädchens zusammengestellt – war in den Frauen-/Mondfarben weiss, rot, schwarz gehalten. Dazu gab es ein «geistliches Menü» aus Elementen, die wir Mütter zusammenstellten und der

Hauptperson des Festes entsprechend anpassten: In der Begrüssung (zum Apéro gab es eine «Bloody Mary») der gefeierten jungen Frau erläuterten wir die Bedeutung der drei Farben und banden allen einen roten Faden ums Handgelenk. Ebenso boten wir ihnen unsere Unterstützung und Begleitung an auf dem langen Weg von «weiss» zu «rot» und beschrieben, dass das Erscheinen des Mondblutes sowohl ein natürlicher Prozess wie auch ein Wunder ist und darum zu feiern wie ein Geburtstag.

Zwischen den einzelnen Gängen des Festessens war Zeit zum Schminken, Musikhören, Zeichnen, Malen, Herumhängen und Zeit für die Geschenke. Es waren jeweils symbolische Gaben:

- Produkte der Körperpflege: frau pflegt sich und trägt sich Sorge
- ein Spiegel: in unserer Kultur nur noch Zeichen für die weibliche Eitelkeit, in früherer frauenfreundlicherer Kultur Zeichen des weiblichen Wissens, der Priesterin, der geistlichen Weisheit
- ein roter Schal: Zeichen der weiblichen Fruchtbarkeit, zum sich Wärmen, sich Einhüllen, zum Aufhängen oder...
- ein schöner Stein von jedem Mädchen, und

- ein Geschenk im Zusammenhang mit einem Hobby des gefeierten Mädchens.

Beide Male schlossen wir das Fest gemeinsam mit den Vätern ab, indem wir als Zeichen des Lebensweges, der nicht gradlinig verläuft, ein Labyrinth abschritten. Ein Reisesegen stand am Schluss des festlichen Rituals.

Nach dem ersten Fest beschlossen wir, fürs zweite weniger Textliches zu bringen. Die Ausstellung PANDORA über Frauen im klassischen Griechenland lockte uns und verlockte uns wieder zu etwas viel Erklärung. Dafür haben wir beim zweiten Fest mit allen Feiernden Schreittänze gemacht, statt dem nicht mehr gewünschten Schminken. Und beim Schlussritual hielt der Vater der Gefeierten eine kleine Rede an seine heranwachsende Tochter. Dieses Element – die Rolle der Väter am Fest – wollen wir weiter intensiv bedenken und eventuell ausbauen.

Beim nächsten Fest wollen wir noch offener sein für die Wünsche des gefeierten Mädchens, entsprechend seinen Vorlieben, um darin die uns wichtigen Elemente zu verpacken. Etwas mehr Erlebnishaftes, weniger Theoretisches dürfte wohl sein, wir sind weiterhin am Experimentieren.



Berthe Morisot. Selbstbildnis mit Tochter, 19. Jh.

Trotz aller Unvollkommenheiten sind wir Mütter überzeugt, dass ein solches Mondblutfest für unsere Töchter auf die Dauer wichtig sein wird. Darum suchen wir weiter, für und mit den Töchtern, die an der Schwelle zum Frausein stehen und ihre je eigenen Wege gehen.

*Christine Ballmer-Hofer, Jahrgang 1950, zwei Töchter (Mirjam und Isabel), Spitalpfarrerin. Erfahrungen in kirchlicher Leitungsfunktion.*

## Das Ganze ist etwas übertrieben

Mit vier der fünf Mädchen haben wir telephonierte. Es waren lustige und informative Gespräche. Keine hatte Hemmungen mit einer fremden Frau «darüber» zu reden, die Gespräche waren nie peinlich oder stockend. Ein Zeichen dafür, dass den Mädchen das Thema Menstruation sehr vertraut ist, sie verhalten sich unkompliziert, erstaunlich differenziert in ihrem Urteil und schlicht normal. Das scheint uns durchaus ein Erfolg der Feste zu sein.

An einigen Punkten waren sich die Mädchen einig:

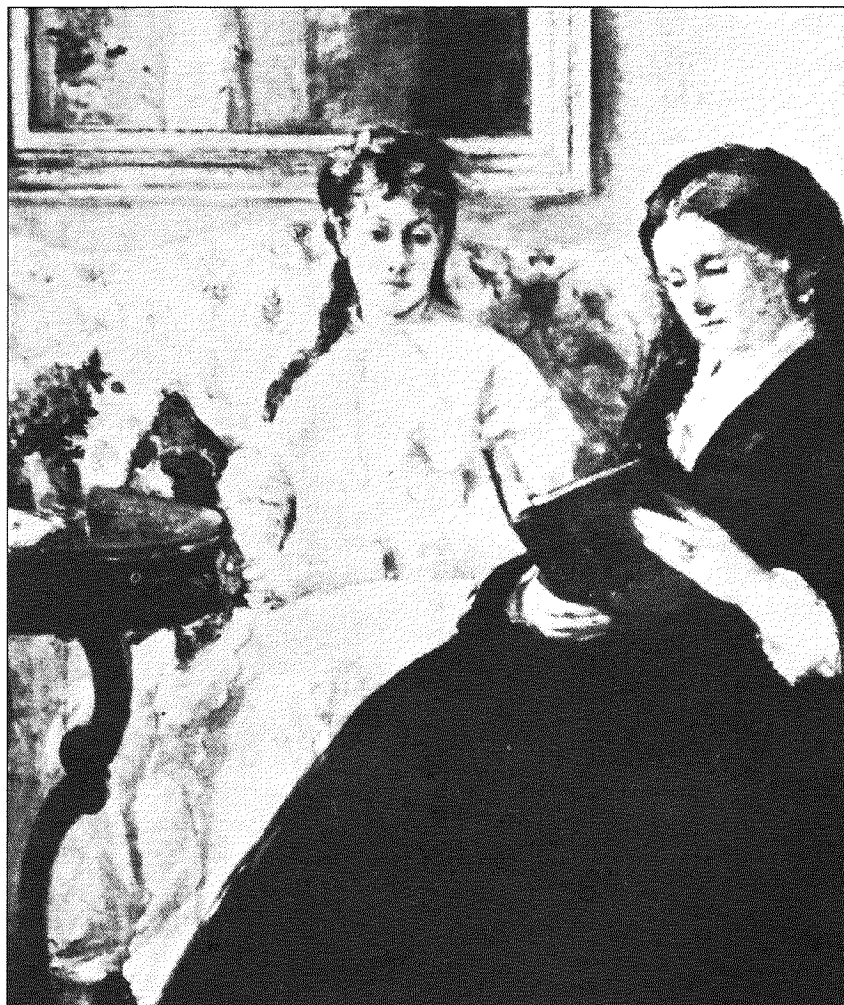
Die Gruppe hat über die Mütter zusammengefunden. Die Mädchen haben sich zwar gegenseitig als «Gruppenmitglieder» akzeptiert, aber es sind nicht Freundinnen, die in anderem Rahmen gerne zusammen sind. Ihre Beziehungen zueinander sind recht unterschiedlich. Mit ihren Freundinnen, die nicht zur Gruppe gehören, reden sie gar nicht oder kaum über die Feste. «Wir reden überhaupt kaum darüber. Wenn eine die Mens zum erstenmal hat, erzählt sie es vielleicht. Ich habe einer oder zwei gesagt, dass wir meine erste Mens feiern. Die haben gar nicht darauf reagiert, es einfach zur Kenntnis genommen.» Oder «Darüber reden wir gar nicht. Deshalb weiss ich auch nicht, wie das bei den anderen ist, ob die das auch feiern oder was. Es ist einfach kein Thema».

Dass die Feste gefeiert werden und dass es Geschenke gibt, ist schon gut. «Anderere Ereignisse werden ja auch gefeiert, Hochzeiten oder Schulabschluss oder so, wieso also nicht die erste Mens. Eigentlich finde ich das normal. Es ist ja schon irgendwie wichtig.»

Wie die Feste gefeiert werden finden sie «so halb-halb» oder «blöd». Eine der Jüngeren, deren Fest noch aussteht, – sie denkt (hofft?), das dauert noch lange – bringt es auf den Punkt: «Dass früher, also bei unseren Müttern, gar nichts gemacht und auch nicht darüber geredet wurde, das war sicher nicht gut. Aber so, wie wir das machen, ist es auch übertrieben. Eigentlich müsste es irgendwo dazwischen sein.»

Übertrieben ist dabei ein Wort, das auf unterschiedliche Aspekte passt.

Einer, bei dem ebenfalls Einigkeit besteht: die Mütter reden viel zu viel – «das kann sich ja kein Mensch merken».



*Berthe Morisot, Die Lektüre (Mme Morisot und ihre Tochter Edna Pontillon).*

Und die jüngeren Mädchen betonen: «Ich finde das einfach langweilig. Eigentlich interessiert mich das nicht so besonders. Vielleicht in ein paar Jahren.»

Auch bei den Geschenken ist zuviel Symbol, zuviel Kommentar.

Übertrieben finden sie auch die Sprachregelung der Mütter. «Mondblut sagen sie dazu – also ich sag Periode».

Die Sprache der Mädchen ist der gängigen Regelung angepasst. Wenn sich nicht vermeiden liess, sagten sie «Mens» oder «Periode» – Mondblut sagte keine. Meistens aber sagten sie «es».

So bei der Frage, wie das mit den Farben sei.

«Also, das ist so: die, die es noch nicht haben, sind weiss, die, die es haben, sind rot, die, die es nicht mehr haben, schwarz. Aber wieso wir dann doch alle rot-weisse Gedecke haben, das weiss ich auch nicht. Eigentlich ist das unlogisch. Irgendwie aus Freundschaft sagen sie. Aber das verstehe ich nicht. Trotzdem gefällt mir das mit den Farben ganz gut, sieht gut aus.» Eine andere dagegen grenzt sich ab: «Extra ganz rot angezogen oder schwarz – ich finde das komisch, was die Mamis da machen, ich mach das bestimmt nicht.»

Oft schienen uns die Antworten sehr dem Alter der Kinder zu entsprechen. So hat eines der älteren Mädchen das

grosse rote Tuch, das sie bekam, sehr gern. Das gefällt ihr, und sie erzählt mit Stolz davon. Die Aussicht, einen Spiegel zu bekommen, findet eine der Elfjährigen dagegen schrecklich. «Das brauche ich einfach nicht. Egal, was sie dazu sagen.»

Unser Eindruck nach den Telephonegesprächen war, neben dem Vergnügen, das es machte, mit so selbstbewussten Mädchen zu reden, dass sie im Grunde mit der Geduld, die Kindern eigen ist, mitmachen, was ihre Mütter sich ausgedacht haben – und dabei wenn nötig auf innere Distanz gehen. Gefallen hat uns, dass sie keine Hemmungen haben, das, was ihnen nicht gefällt, zu benennen. Und wirklich spannend wäre es zu hören, was sie in zehn Jahren davon halten. Tragen die Feste dazu bei, dass sie dann «einen gesunden Stolz auf ihre Weiblichkeit» empfinden – oder müssen sie allzuviel Weiblichkeit durch Überanpassung kompensieren? Bleibt jedenfalls zu hoffen, dass ihnen die Selbstverständlichkeit und das Selbstbewusstsein, mit dem sie jetzt mit dem Thema umgehen, erhalten bleibt – das wäre schon einiges.

*Monika Hungerbühler und Dorothee Dieterich*

# Trotz weisser Rüschensöckchen kluge Köpfchen

Feministinnen und ihre Töchter

Silvia Strahm Bernet

Auch Feministinnen pflanzen sich fort, so ist das nun einmal. Sie tun das in der Regel biologisch und ideell. Sie bekommen kleine Mädchen und kleine Jungen wie alle anderen auch. Sie ziehen dabei mehrheitlich leibhaftige Männer tiefgefrorenem Samen vor. Sie sind eigentlich ganz vernünftige Leute. Gehen auf zwei Beinen, haben Augen zum Sehen, was um sie her vorgeht, Ohren, um zu hören, wer sich welchen Reim auf was macht, einen Mund, um ihren eigenen Reim auf die Welt in Worte zu fassen. Sie bekommen Kinder, sie träumen, wie alle, ihnen beim Verstehenlernen der Welt, soweit das möglich ist, helfen zu können und nicht nur beim Verstehenlernen, auch beim Zurechtkommen darin, soweit das möglich ist. Sie besitzen, wie alle andern auch, diese Mischung aus Grössenwahn und Optimismus.

Nun haben also diese Feministinnen Töchter und Söhne. Gäbe es Lernprogramme für die Weitergabe feministischer Welteinsichten und Veränderungsvorhaben, könnte im Teil A (=für Mädchen) auszugsweise etwa folgendes stehen:

Wenn Sie wirklich überzeugt sind, Ihrer kleinen Tochter eine feministische «Schulung» verabreichen zu müssen, dann beachten Sie bitte nachfolgende Regeln:

Bewahren Sie Stillschweigen über Ihr Vorhaben, Feminismus macht unbeliebt, Ihre Tochter wird bedauert werden, die arme Kleine. Lassen Sie das Ganze keinesfalls nach einem Programm aussehen, am besten, Sie tun es so, dass man's gar nicht merkt. Will die Tochter weisse Söckchen mit Rüschchenband, eine rosa Schleife ins Haar, eine Barbiepuppe, ja gar einen kleinen Kinderwagen für ihre Puppen, dann lassen Sie sie, und die Tarnung ist perfekt. Betrachten Sie es nicht als Konzession ans Unvermeidliche, sondern als klugen Schritt auf dem Weg zum töchterlichen Glück. Sagen Sie anstatt Tarnung, wenn Ihnen dabei wohler ist, Inszenierung der Unauffälligkeit. Geben Sie den kritischen Blicken der andern die weissen Söckchen und helfen derweil Ihrer Tochter beim Stärken ihres

Köpfchens. Es geht nicht um Ideologie, sondern um Balance. Wenn sich schon andere um die äussere Ausstattung der Mädchenwelt kümmern und natürlich die künftigen Rollenaufgaben gratis mitliefern, dann seien Sie wenigstens um Störaktionen im trägen Fluss der Anpassung besorgt. Es reicht, wenn die eine Hand weiss, dass die andere das andere tut.

Verachten Sie also die weissen Söckchen nicht. Nicht nur zur Tarnung von Nutzen, helfen sie auch bei der Zufriedenstellung des offensichtlichen menschlichen Bedürfnisses nach Schadenfreude: «Jetzt schau dir mal dieses Mädchen an, und das bei einer Mutter, die sich Feministin nennt!» Ärgern Sie sich bloss nicht. Mann und frau wird die Söckchen als Beweis ihres Scheiterns betrachten und das Töchterchen reizend finden, trotz ihrer Mutter. Seien Sie froh über dieses Augenmerk auf Oberfläche – was der Fuss des reizenden Mädchens tut – Fussballspielen, den Bruder treten, Wutanfälle aller Art unterstützen, überhaupt kraftvoll ein Ich bekunden, geht vielleicht unbemerkter und daher unbeschadeter vonstatten.

Seien Sie froh, dass es weisse Söckchen gibt und Barbiepuppen und rosarote Haarspangen und Lackschühchen. Je mehr Klischees, umso besser, denn sie sind wenigstens unübersehbar und bieten das beste Anschauungsmaterial für eine Welt, wie sie nicht sein soll. Der Stoff für Gespräche mit Ihrer Tochter wird Ihnen nicht ausgehen.

Träumt die Tochter bereits mit zehn von der Dauerwelle, den hohen Absätzen und dem Ring im Bauchnabel, so ist es zwar verständlich, dass Sie über ihre weitere gemeinsame Zukunft ins Grübeln geraten, aber andererseits ist die Schiene, in die sie da frühzeitig geraten zu scheint, vielleicht nichts anderes als Teil des Lehrstückes in realitätsgerechter Doppeldeutigkeit. Eine Dauerwelle allein ist keine Perspektive, aber eine Dauerwelle gekoppelt an Wissen um eigenen Wert und eigene Stärke auch ohne die rettende Gunst, ein Mann zu sein, lässt aufatmen. Genauso wie in einem weissen Söckchen ein trittfester Fuss stecken kann, mag sich Eigenständigkeit und Selbstbestimmung mit Weiblichkeitskostümierungen vertragen. Für die ideologisch (noch) ungebundene Tochter kann alles mögliche problemlos nebeneinander bestehen: Die leuchtenden Augen bei den hübschen Jungs der Musikgruppe «Take That» und das Mitsingen der freche Texte der drei Sängerrinnen von «Tic Tac Toe», die's den «Jungs» gehörig zeigen, ohne falschen Respekt, geradeheraus, laut und deutlich: «Leck mich am A. B. Zeh». Auch wenn der Ton der Tochter mithin etwas rau und rotzig wird, so steckt in vielem eine ungeheure Menge Leben. Dieses Leben tanzt, lacht lauthals und weiss sich selber zu geniessen. Ab und an fällt

sogar etwas von dieser Leichtigkeit an die Mütter ab, und es kann mitunter geschehen, dass sich die Rollen liebevoll verkehren: «Mami, ich glaube, aus Dir wird nochmal was!»

Mag Ihre Tochter trotz Ihrer aufklärerisch-feministischen Bemühungen Globi anstatt Globine, kennt die Top-Spieler der deutschen Bundesliga und weiss, wer Andy Warhol ist, könnte Ihnen also eine Menge berühmter Männer, aber vielleicht kaum eine Frau aufzählen, dann hilft in diesem Falle das Söckchenlatein nicht weiter. Liessen sich die Söckchen noch als Ablenkungsmanöver verstehen, hinter dessen Kulisse die Tochter ihre eigenen Wege gehen konnte, wird dieses Selbstbestimmungsprojekt eindeutig schwieriger, wenn im kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Angebot an «HeldInnen» nach wie vor vorwiegend Männer zur Auswahl stehen. Barbie ja oder nein wird eine bedeutungsvolle Frage erst, wenn die Welt jenseits der Phantasien den Mädchen kaum Anschauungsmaterial für eine respektable Menge an interessanten Frauenleben zur Verfügung stellt. Ihnen bleibt einmal mehr nichts anderes übrig, als sich halt ein bisschen anzustrengen, aber Sie sind das ja gewohnt. Wenn es detektivische Fähigkeiten braucht, um gute Frauen(vor)bilder zu finden, dann werden sie Detektivin. Wenn es eine Lupe dazu braucht, benutzen Sie sie. Die Tatsache, dass Sie dafür eine Lupe brauchen, wird der Tochter ebenfalls zu denken geben, und was wollen Sie mehr, als dass sie denken lernt?

In unserer modernen Lebenswelt, heisst es, würden wir nicht unabhängig davon existieren, wie wir uns selber sehen und müssten uns unvermeidlich selbst erfinden. Das beste feministische Erziehungsprojekt wäre demnach der Versuch, der Tochter zur «Selbststeuerung» zu verhelfen, zu einer Fähigkeit, die sich heute «normative Intelligenz» nennt. Es bedeutet nichts anderes als jene Klugheit, die es braucht, um in dieser ganzen Flut von Klischees, Vorurteilen, Verhaltensregeln und Modeanweisungen herauszufinden, was man eigentlich will. Und weil die Tochter nicht alleine auf dieser Welt ihr Glück zu machen sucht, sie darin zu bestärken, sich Ziele zu setzen, ihr Leben sinnvoll zu gestalten, ohne zu vergessen, dass das Recht aller, mit Würde und ausreichend Nahrung leben zu können, noch immer ein uneingelöstes Projekt ist.

Und bei alledem ist wohl einzusehen, dass Feministinnen, wie alle anderen vernünftigen Menschen auch, nicht künstlich gezüchtet werden können, sondern natürlich wachsen müssen, wie karg der Boden auch immer sei. Und wenn die kleine Tochter dann ihr Bestes gibt: «Hast du gesehen, Mama, das war mal wieder sexistisch – du, was heisst das überhaupt?» dann ist das nicht nichts, sondern ein Anfang.

# Die «graue Emanze» und die «Stadtluzerner Äplerin»

Barbara Waldis

10

Mehrere feministische Mütter wollten gerne hören, was ihre Töchter zur Einflussnahme der Mütter zu sagen hatten. Aber die eine Frau bezweifelte, ob ihre Paarbeziehung dem Anspruch «feministisch» genügt; eine andere wollte die Wunde über erst kürzlich erfolgten Auszuges ihrer Tochter nicht durch ein Gespräch infizieren, und eine Tochter fand, zu einem so selbstverständlichen Thema wie Emanzipation verspüre sie keine Lust, Stellung zu nehmen.

Agatha Fausch (53) war ebenfalls gespannt über das, was ihre Tochter zu diesem Thema zu sagen hatte und fragte ihre Tochter, ob sie zu einem Gespräch bereit wäre. Falls ja, würde die Tochter sich bei mir melden, was Aglaia Wespe (20) anderntags dann auch tat<sup>1</sup>.

## Leitern für das Sternepflücken

Aufgrund der spontanen Reaktionen der Mütter fragte ich mich, ob die Frage nach dem Einfluss einer feministischen Mutter auf die Tochter nicht dem Wunsch der Mutter, «Sie sollte nach den Sternen greifen» entspricht<sup>2</sup>. Natürlich wünschen alle Eltern für ihre Kinder den «Griff nach den Sternen», vielleicht aber sind die Sterne, welche Feministinnen von ihren Töchtern vom Himmel geholt haben wollen, ganz besondere Sterne. Schön wäre es, wenn diese auch die Früchte des Engagements der Mutter für eine frauenfreundlichere Welt tragen würden. Damit wäre nämlich die Idee bestätigt, dass Frauen erst frei sind, wenn sie von befreiten Müttern erzogen werden<sup>3</sup>.

Agatha Fausch insistierte bei unserem Telefongespräch nicht nur darauf, dass ihre Tochter, Aglaia Wespe, einen anderen Namen trägt als sie, sondern vor allem, dass ihre Tochter andere Wege geht als sie. Das Bild der Sterne sieht in diesem Fall etwas anders aus: Die Mutter versucht, der Tochter gewisse Leitern bereitzustellen, die ihr das Sternepflücken erleichtern. Diese Ansicht bestätigt die Tochter: Es ist ganz praktisch, eine Feministin als Mutter zu haben, wenn immer sie in dieser Hinsicht auf ein ungelöstes Problem stösst, kann sie ihre Mutter um Rat fragen, kann von ihrem Netzwerk profitieren. Ebenso gut

ist es, eine Mutter zu haben, die einem das eigene Büro zur Verfügung stellen kann, die einem aber auch eine Jacke ausleiht oder sogar die Brille.

## Gesellschaftspolitische Frage der neunziger Jahre

Hinter der Frage nach den Töchtern versteckt sich weiter die Neugierde der Generation der Mütter nach der Tradierung und der Relevanz der neuen Frauenbewegung in der zweiten Generation: wie und wo ist Feminismus für die Töchter ein Thema. Weil das gesellschaftliche Umfeld der neunziger Jahre ein anderes ist, lässt sich diese Frage nicht ohne weiteres beantworten.

Aglaia Wespe hat sich an ihrer Mutter orientiert, von ihrem unabhängigen Denken profitiert, als sie sich mit vierzehn Jahren überlegte, welches für sie die gesellschaftlich relevanten Fragen sind, für die sie sich engagieren will. Sie entschied, dass Ökologie dringender ist als die Frauenfrage. Wenn darin nichts unternommen wird, dann «geht die Welt unter». Mit dieser Entscheidung differenziert sie sich von der Mutter und orientiert sich am aktuellen gesellschaftlichen Umfeld. Vielleicht kann der Einfluss der Mutter darin gesehen werden, wie die Tochter ihrem eigenen Engagement Ausdruck verleiht. Seit sechs Jahren ist Aglaia Wespe aktives Mitglied der Regionalgruppe Greenpeace, und sie hat in der Kanti das Ökoforum weitergeführt. Zweimal hat sie während der Sommerferien bei Biobauern gearbeitet, und im vergangenen Sommer bewirtschaftete sie während drei Monaten zusammen mit einer Sennin eine Alp. Am Tag vor unserem Gespräch kehrte sie von der Alp zurück, und der Komfort, die vielen Menschen und Autos der Stadt waren ihr noch fremd. Deshalb fand sie für sich die Bezeichnung «Stadtluzerner Äplerin» ganz treffend.

## Tochter einer Feministin und eines «theoretischen Feministen»

Zur historischen und gesellschaftlichen Veränderung gesellen sich die Fragen nach regionalen Unterschieden und der Verallgemeinerung des Einflusses aufgrund eines Gespräches. In jeder Stadt, in jeder Region entwickeln Feministinnen und ihre Aktivitäten eine eigene Dynamik, die mit dem jeweiligen geographischen, demographischen und politischen Umfeld zusammenhängen: eine Feministin muss in Zürich oder in einer Kleinstadt mit anderen Bedingungen rechnen. Weitere Einschränkungen ergeben sich durch die sozioprofessionelle und private Situation und die Schwerpunkte, welche die feministischen Tätigkeiten der Mutter auszeichnen: eine feministische Anwältin lebt nicht unbedingt dasselbe Leben wie eine frauenbewegte Coiffeuse; und eine Mutter, die in einer Frauenbeziehung lebt, eine alleinerziehende Feministin oder eine Feministin in einer heterosexuellen Paarbeziehung sind mit jeweils andern Problemen konfrontiert.

Aglaia Wespe ist in Luzern aufgewachsen, wo ihre Mutter in der Gewerkschaft, bei der Ofra für bessere Frauenlöhne, für die Fristenlösung und für einen Mutter-schaftsschutz kämpfte<sup>4</sup>, Kampagnen für den Gleichstellungsartikel und den Frauenstreiktag führte.

Agatha Fausch setzte sich aber auch im eigenen Familienbereich ein. Zehn Jahre bevor dies gesetzlich möglich war, behielt sie bei der Heirat ihren eigenen Namen. Darauf ist ihre Tochter stolz. Die Eltern haben sich die Kinderbetreuung mehr oder weniger geteilt. Aber Aglaia Wespe betrachtet die Hausarbeit ihres Vaters kritisch, denn sie bezeichnet ihn als «theoretischen Feministen», der «kein heldenhafter Hausmann» ist: Kochen und Putzen gehören nicht zu seinen Stärken. Lange bestand ein Bündnis von Mutter und Tochter für den Kampf um Gleichberechtigung im Haushalt, was für die Männer (Vater und Bruder) mehr Pflichten bedeutet. Praktische Feministen, meint Aglaia Wespe, sind selten.

In Zeiten frauenpolitischer Kampagnen hatte die Mutter nicht viel Zeit für die Kinder. Für Aglaia war das an sich kein Problem. Sie litt nur indirekt darunter, wenn ihr Vater sich beklagte. Die Spannungen der Eltern wirkten sich auf sie und ihren dreieinhalb Jahre jüngeren Bruder aus. Schöne Erlebnisse wie Familienferien stellen den Kampf im Haushalt und die Spannungen in der Familie aber in den Schatten.

## Die soziale Kategorie Geschlecht in der zweiten Generation

Die Frage nach der Mutterschaft ist für Frauen und ihre Selbstbestimmung zentral.<sup>5</sup> Frauen greifen mit ihrer Mutterschaft in die Gesellschaft ein. Feministische Mütter sind Frauen, die ihr Leben mit im weitesten Sinne verstandenen alternativen Ideologien und Netzwerken zur Frauenbewegung innerhalb von Gesellschaftsstrukturen konstruieren, in denen sie marginal sind.<sup>6</sup>

Die Identität der Töchter feministischer Mütter bleibt nicht unberührt davon. Identität ganz allgemein ist von den Gesellschaftsstrukturen beeinflusst, in denen sich eine Person befindet, die Strukturen geben Positionen vor, in denen bestimmte Praxen in bestimmten Formen organisiert sind<sup>7</sup>. Identität konstituiert und zeigt sich im Umgang mit äusseren Widerständen und deren Anforderungen.

Aus meiner Sicht zeigt sich der mütterlich-feministische Einfluss bei Aglaia Wespe am stärksten im Bereich der geschlechtsspezifischen Kategorisierung. Dieses Kriterium findet bei fast allen Gesprächspunkten Erwähnung, sei es als Einteilung in typisch weibliche und typisch männliche Aktivitäten mit einer egalitären Perspektive, als generelles Misstrauen Männerworten gegenüber, als Einteilung in Frauen- und Männerwelten und als positive weibliche Identität.

Die Einteilung in typisch weibliche und



Aglaia Wespe auf der Alp. (Foto: Luzius Wespe)

typisch männliche Arbeiten führt Aglaia Wespe aus. Sie hat beispielsweise Mühe, ihr Fahrrad selbst zu flicken, sie weiss handwerkliche Arbeiten im Haus kaum zu verrichten. Ihre Arbeitsleistung auf der Alp bezeichnet sie eher als weiblich, diejenige der Sennin eher als männlich. Wenn Männer ihr bei der Arbeit zuschauen, fühlt sie sich gestört und verunsichert. Sie schätzte deshalb die ungestörte Atmosphäre auf der Alp beim Ausprobieren von «Männerarbeiten». Die Forderung nach Egalität in den Aktivitäten von Frauen und Männern wird durch zwei Dinge behindert. Einerseits unterläuft ein geschlechtsspezifischer Schulunterricht diese Forderung, und andererseits widerstreben persönliche Stärken und Vorlieben der Egalität. Wen-Do hat Aglaia Wespe anfänglich zusammen mit ihrer Mutter besucht, weil der Vater fand, das sei wichtig für die Frauen. Indirekt bestätigt er dadurch, was die beiden Frauen in seinem Haushalt den Männern vorwerfen: mit Männern muss Frau aufpassen, sie muss sich wehren und verteidigen. Die Überzeugungen ihrer Mutter haben laut Aglaia Wespe ihr «schlechtes Männerbild» beeinflusst. Positiv formuliert, lautet die Forderung so, dass Männer endlich von den Frauen lernen sollten. In der Schule orientierte sich Aglaia an der Ansicht, dass Jungen und Männer wenig von Frauenleben und -welten verstehen. Sie beachtete die wenigen Jungen der Klasse nicht, und wenn, dann, um sie konsequent zurecht- und zurückzuweisen. Sie liess ihnen keine Chance, wie sie sagt. Das trug ihr den Ruf ein, «extrem zu sein». Vielleicht kann es als Reaktion darauf betrachtet werden, dass ihr

Bruder, ein leidenschaftlicher Skater und Hip Hop Fan, Feministinnen «etwas daneben» findet.

Lachend meint Aglaia Wespe, sie habe bis anhin fast in einer reinen Frauenwelt gelebt. Im Literargymnasium, das sie gerade abgeschlossen hat, waren die Mädchen in der Überzahl, den Zugang zu Greenpeace hat sie durch eine Frau gefunden, und auch auf der Alp hat sie mit einer Frau zusammengearbeitet. Weitere Freizeitaktivitäten haben vor allem in Frauengruppen stattgefunden. Weil ihre Mutter in letzter Zeit so viel arbeitet und weniger Zeit für Gespräche hat, ergab sich für Aglaia Wespe Gelegenheit, ihr eigenes Männerbild zu überdenken und die Tatsache, dass sie fast ausschliesslich in einer Frauenwelt lebt. Sie stellte fest, dass sie kaum Männer kannte, deshalb eigentlich gar nicht sagen konnte, ob diese wirklich alle so schlecht sind, wie sie meint. Sie bezeichnet sich heute als weniger extrem. Sie stellt sich aber generell die Frage, ob Frauen und Männer, die so anders sind, je miteinander einen Weg finden können. Gleichzeitig ist sie davon überzeugt, dass es zu einfach wäre, wenn alle Menschen gleich wären.

Ein Vergleich der geschlechtsunbetonten Körperformen der Technoszene mit den Körperformen der Frauen und Männer in den Tessiner Alpen führte Aglaia Wespe zu folgender Überlegung: «Es ist, wie wenn die in der Technoszene auf Sparflamme lebten». Gerät die fundamentale Kategorisierung durch das Geschlecht ins Wanken, wenn Geschlechtergrenzen in der Postmoderne körperlich nicht mehr verbindlich sind? Die Vorbildfunktion der Mutter allge-

mein und diejenige einer starken weiblichen Persönlichkeit insbesondere glaube ich bei Aglaia Wespe wiederzuerkennen. Während des ganzen Gesprächs hörte ich kaum je Negatives über Frauen. Insbesondere Antworten im Zusammenhang mit der Sexualität von Frauen zeigten immer dieselbe Grundhaltung: Es geht nicht an, dass Frauen leiden. Ohne zu zögern zieht Aglaia Wespe klare Grenzen um die eigene Identität als Frau. Eine Preisgabe kommt nicht in Frage. Eine positive weibliche Identität der Mutter<sup>8</sup> widerspiegelt sich in der Tochter.

*Eine schöne Tochter hab ich  
goldnen Blumen gleich  
Fein ist ihr Wuchs  
Kleis heisst sie  
die ich liebe  
Nicht für ganz Lydien  
tauscht ich sie  
nicht für das stolze Lesbos  
(Sappho)*

Barbara Waldis, Ethnologin, Fribourg. Dissertation über binationale Paarbeziehungen und interkulturelle Kommunikation. Zur Zeit Nationalfondsprojekt und Lehrauftrag in Soziologie.

- 1) Ich traf mich mit Aglaia Wespe für drei Stunden. Eine erste Fassung des vorliegenden Textes hat sie kommentiert, und ich habe versucht, ihre Anregungen zu berücksichtigen. Der Text als Ganzes widerspiegelt meine Sicht des Austausches mit ihr und was ich als Wissenschaftlerin von ihr gelernt habe.
- 2) Familienrat: Sie sollte nach den Sternen greifen! Vom Wunsch, eine emanzipierte Tochter zu haben. Schweizer Radio DRS I, 23.9.96.
- 3) Russell, Dora. 1977. The Tamarisk Tree. Vol. I. London: Virago, S. 175.
- 4) Egli von Matt, Silvia. Die Anliegen bleiben, der Stil ändert sich. Agatha Fausch, 53 «graue Emanze»: «Wir dürfen nicht leiser werden».
- 5) Rich, Adrienne. 1977. Of Woman Born: Motherhood as Experience and Institution. London: Virago, S. 280.
- 6) Gordon, Tuula. 1990. Feminist Mothers. London: Macmillan, S. 36.
- 7) Haug, Frigga und Kornelia Hauser (Hg.). 1985. Subjekt Frau. Argument Sonderband 117. Berlin: Argument-Verlag, S. 91.
- 8) Folgendes Gedicht :Streib, Uli (Hg.). 1991. Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder. Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 219.

# Lesbisches Kontinuum

Eine Geschichte ohne Geschichte

Katrin Küchler

112

Bis Lesbe nach ihren Töchtern fragt (und hier sind natürlich nicht ihre leiblichen Töchter und Söhne gemeint, nach denen Lesbe nicht anders fragt), bevor sie also nach den jüngeren Frauen in der lesbischen Tradition fragt, hat sie einen langen Weg der eigenen Identitäts- und Kulturfindung hinter sich. Möglicherweise ist sie selber immer noch unterwegs auf diesem Weg, sich und ihren Platz in der Heterokultur zu finden, wenn sie nach den Frauen der nächsten Generation, den Töchtern fragt. Nach jenen jüngeren Frauen also, die an ihren Erfahrungen teilhaben und vielleicht sogar davon lernen möchten. Junge Frauen, die in kritischer Auseinandersetzung mit ihr und ihrer Generation eine gemeinsame lesbische Kultur gestalten und mittragen wollen und dieser lesbischen Kultur schliesslich zu einem Kontinuum verhelfen würden.

Aber bevor Lesbe überhaupt nach ihren Töchtern fragen kann, war sie selber Tochter, vermeintlich heterosexuelle Tochter in einer heterosexuellen Familie und hat nach ihren lesbischen Müttern, Grossmüttern und Schwestern gefragt, um die, sollte es sie in ihrer leiblichen Verwandtschaft gegeben haben, meist der Schleier des Schweigens und Verschweigens gehüllt war. Nichts genaues wollte man wissen. Vielleicht regt sich später einmal der Verdacht, dass Tante Lisa, vom Rest der Verwandtschaft als «alte Jungfer» belächelt, doch nicht ganz so einsam und beziehungslos durchs Leben ging, wie es die Familientradition will. Für junge Mädchen gibt es keine Anknüpfungspunkte an ein lesbisches Kontinuum. Für die allermeisten Frauen, die sich schliesslich als Lesben identifizieren, galt: Wir wachsen in einer strikt heterosexuellen Kultur auf. Alles und alle in Familie, Schule, Medien, Werbung und Unterhaltungsindustrie, also unser ganzes soziales und kulturelles Umfeld, ist dazu angelegt, uns schliesslich zu heterosexuellen Frauen zu machen. Das bedeutet für viele unter uns, dass sie vielleicht schon früh merken, dass sie «anders» sind. Irgendwie passen wir nicht in diese Kultur. Wir gehören nicht dazu und haben wenig Aussicht, uns je wirklich zugehörig zu fühlen.

Während Kinder und Jugendliche anderer Minderheitenkulturen in unserer Gesellschaft durch die Familie vielleicht noch die Werte und Traditionen ihrer kulturellen Heimat vermittelt bekommen und Bestätigung finden, vor einem je nachdem sogar feindlichen Umfeld in der eigenen Familie auch Schutz, Geborgenheit und Bestärkung finden können, wissen die meisten jungen Lesben nicht, was sie denn zu Aussenseiterinnen macht. Sie wissen vielleicht noch nicht einmal, dass das, was sie mit Unbehagen und Fremdheit erfüllt, ihr Lesbischsein ist. Es muss also mit ihnen selber etwas «falsch» sein, wenn sie in dieser Kultur keinen Platz für sich finden. Und wenn sie sich bewusst sind, dass sie lesbisch sind, wird ihnen allzu oft gespiegelt, dass dies krank, falsch oder zumindest nicht das Wahre sei.

Den Weg zur lesbischen Identität, zur eigenen Kultur und Tradition muss jede ganz allein für sich suchen, ohne Anleitung und Initiation durch Eltern oder FreundInnen – oft genug muss sie ihren Weg sogar gegen den massiven Widerstand ihres Umfeldes suchen. Viel zu viele junge Frauen finden den Weg zu ihrer Identität und Kultur schliesslich überhaupt nicht. Sie scheitern bei ihrer einsamen Suche, und die kulturelle Entfremdung treibt sie dazu, sich als Lesben ganz zu verleugnen, ein Doppelleben zu führen, versteckt zu leben oder gar sich umzubringen.

Die junge Lesbe, deren Identitätsfindung und Coming-Out schliesslich mit einem Familien-Fest gefeiert wird, ist noch nicht geboren. (Natürlich haben auch andere junge Erwachsene oft Schwierigkeiten, ihren Platz zu finden, und die christliche westliche Kultur ist allgemein arm an Initiationsriten und Zeichen der Bestätigung des Kollektivs für das



Noëmi und Ruth.

Individuum – ausser vielleicht noch bei Hochzeiten und Taufen.)

In den gut 25 Jahren der neuen Frauen- und Lesbenbewegung ist es uns zwar gelungen, einem Teil junger urbaner Lesben den Weg zur eigenen Identität und Kultur etwas zu verkürzen. Es gibt unterdessen Literatur, Beratungstelefone, Treffpunkte und die eine oder andere Identifikationsfigur. Vielleicht gibt es sogar im Umfeld der jungen Lesbe Frauen, die offen als Lesbe leben und sich als Gesprächspartnerinnen anbieten. Insgesamt bleiben aber noch viele Lesben unsichtbar in der Gesellschaft. Weil sie sich selber nicht zeigen zum einen, aber auch, weil sie in der Mainstream-Kultur nicht als normale Lesben sichtbar werden dürfen. (Nur wer ein Transparent aufspannt wird als Lesbe sichtbar, und das ist nicht jederfraus Sache.) Noch immer werden Lesben als Exotinnen oder bedauernswerte Geschöpfe dargestellt, wenn sie schon einmal sichtbar werden dürfen.

So ist lesbische Kultur nicht selbstverständlich Teil der Kultur – noch nicht einmal der feministischen Kultur.

Lesbische Kultur ist also eine «Sub-Kultur», die sich allzuoft nur in den spärlichen eigenen, geschützten Räumen entfalten kann und entfaltet. Sie bleibt vielfach nur für Eingeweihte und Insiderinnen zugänglich. So gerät lesbische Kultur, bzw. geraten die verschiedenen lesbischen Sub-Subkulturen in Gefahr, zu eigentlichen Ghettos zu werden. Sie bieten nicht nur gegen eine tendenziell feindselige Aussenwelt Schutz, sondern kapseln sich ab und werden zu solitären Inseln, die untereinander kaum mehr Verbindung haben und auch nicht den Anspruch haben, in irgendeiner Weise in die Mainstream-Kultur hinaus zu wirken.

Die Schutz-Funktion lesbischer Sub-Kulturen, ob es nun Gesprächs- oder Politgruppen seien, die Lesben-Disco, Bibliothek oder die lesbische Sportgruppe, darf nicht unterschätzt werden. Hier entsteht lesbische Kultur, und in diesen Wahlfamilien findet jede einzelne die Bestätigung und Geborgenheit, die sie in ihrer leiblichen Familie oft nicht gefunden hat und die ihr auch ein gleichgültig tolerantes Umfeld nicht bieten will.

Wenn diese Gruppen aber immer wieder «neu» erfunden werden, fragt sich, wie ein Kontinuum lesbischer Kultur zustande kommen kann. Sogar innerhalb der einzelnen Gruppen führt ein Generationenwechsel immer wieder dazu, dass ein mögliches Kontinuum unterbrochen wird. Es scheint, als müsste jede Generation wieder bei Eva anfangen, weil es nicht gelingt, gemeinsam am Projekt lesbischer Kultur und Tradition zu arbeiten. Fragt sich allerdings auch, wie denn überhaupt eine Tradition lesbischer Kultur in einem Klima der Repression oder des gleichgültig Geduldetseins entstehen soll, wo sich die Gemeinsamkeit untereinander oft nur auf eine mehr oder weniger schmerzvolle Biographie und die

Erfahrungen von Diskriminierung oder gar Verfolgungen gründet.

Die Spuren lesbischer Kultur sind verwischt, wenn nicht gar radikal ausgelöscht worden. Einzelne Wissenschaftlerinnen und Historikerinnen haben sich bemüht, in ihrem Fach und in der Geschichte nach den Spuren lesbischer Frauen und Kultur zu suchen. Im deutschen Sprachraum verdanken wir Frauen wie beispielsweise Ilse Kokula, Madeleine Marti oder Claudia Schoppmann wenigstens einen kleinen Gedächtnisschatz an unsere Vorfahrinnen.

Die wenigsten von uns kennen aber selber Frauen aus diesen Generationen und sind mit ihnen im Gespräch. So bleibt nur das kurze Innehalten beim Anblick der Todesanzeige einer über 90-jährigen «Fräulein Dr.». Wir ahnen, dass diese Frau das «Fräulein» als Auszeichnung und Ehrentitel getragen hat, dass sie ihrerzeit wohl um eine gute Ausbildung und ihre Unabhängigkeit gekämpft hat und ihren Lebensstil wohl nicht als lesbisch bezeichnet hätte, wenn wir sie darauf hätten ansprechen können.

Oder die Frage, ob eine unverheiratete 76-jährige, die sich als «Martina-Navratilova-Fan» bezeichnet und die allein im Spital sterben muss, weil der Arzt beschliesst, dass ihre beiden Freundinnen «keine Familie» sind, die sie pflegen könnte, auch ins lesbische Kontinuum gehört?

Unseren älteren Schwestern, die zur neuen Frauen- und Lesbenbewegung aufgebrochen sind, und unserer Generation ist es gelungen, Inseln der Sub-Kultur aufzubauen und sogar den Raum zu überwinden: In jeder grösseren Stadt der westlichen Welt finden wir einen Frauenbuchladen, eine Lesbenbar als Anlaufstelle zu anderen Schwestern – aber wie überwinden wir mit lesbischer Kultur den Raum ausserhalb der Inseln und vor allem, wie die Zeit? Wir wissen noch immer viel zu wenig über und um unsere Grossmütter und Mütter, als dass eine Kultur entstehen könnte, die Raum und Zeit zu überbrücken vermag und die schliesslich von einer Generation der anderen zu pfleglichen Weiterentwicklung übergeben wird. Wenn lesbische Tradition entstehen soll und Bestand haben will über diese Zeit der relativen Offenheit und Toleranz hinaus, müssen wir weiter dafür kämpfen, dass unsere Rechte, als Lesben zu leben, endlich garantiert werden. Und: Es ist höchste Zeit, dass wir uns unseren Töchtern zuwenden – auch oder gerade wenn sie uns als alte Polit-Tanten anmachen!

---

Katrin Kuchler, seit 10 Jahren Journalistin und Redaktorin, z.Zt. wieder Studentin, Vorstandsmitglied der Lesben Organisation Schweiz LOS.

---

## «Sag mir, wo die Töchter sind»

Oder vom Generationenbruch in der feministisch-theologischen Bewegung

*Das Lied hiess einmal anders, handelte von Blumen, deshalb vielleicht auch von unseren Töchtern, die wir gerne als Blumen sähen an unseren Sträuchern, damit wir weiterbeständen und Früchte trügen, in alle Ewigkeit.*

*Lesen wir die folgenden vier Texte, sehen wir: Blumen sind sie, zweifellos, bloss nicht unbedingt an unsern Sträuchern, von anderer Farbe sind sie, anderem Geschmack, anderer Gestalt, auch das. «Macht's etwas», schreibt Griete Rüedi-Mattes von der Ökumenischen Frauenbewegung Zürich; «Sie sind ganz da, anders zwar als ich, kein Grund zur Trauer» formuliert es Monika Mengis-Blum vom Luzerner Verein Frauen und Kirche; sie sind zwar weniger, aber sie sind noch da, die Töchter der feministischen Theologie, meint Eveline Gutzwiller, Theologiestudentin an der Uni Fribourg. Und Lisianne Enderli mit dem Erfahrungshintergrund Jugendverbände wünscht sich Begegnungen zwischen möglichem Nachwuchs und erwachsener Frauenbewegung in einem Raum ohne voreilige Bewertungen und mit Neugier unsererseits.*

*Leicht ist es nicht. Wir sähen sie ja schon gerne hinter uns, auch neben uns wäre in Ordnung, dass sie uns davon-eilen, davon zu träumen wagen wir nicht. Wir sind ja auch neugierig, gerne sogar, wir sähen gerne die Zusätze, das Mehr und die neuen Blüten, wenn sie bunter sind, noch fruchtiger die Früchte, weiterweisen als das, was wir zu pflanzen versuchten. Gerne sähen wir die Welt wie eine Leiter, Schritt für Schritt, eine Sprosse um die andere nach oben, über die Schluchten, nach unten, in die Tiefen, wohin auch immer, aber weiter.*

*Zurück wollen wir nicht, in keinem Fall, davor fürchten wir uns, weil es möglich ist, weil wir es kennen, immer schon, immer wieder: zurückgedrängt werden, die Hand gibt, die Hand nimmt, Mauern vor jeglicher Aussicht. Deshalb hätten wir sie gerne bei uns, die Töchter, wüssten sie gerne auf unserer Seite, damit uns das nicht geschieht, damit wir nicht plötzlich alleine sind, auf einem grossen Platz, inmitten von Leben, einem Platz, der sich leert, keine Schritte sind mehr*

*zu hören, und das Leben ist wie heraufgestuhlte Stühle in leeren Cafés, wie plätschernde Brunnen, an die niemand sich setzt.*

*Wir lesen es gerne, dieses «anders, aber macht's etwas?» – ohne Angst, die Zeit wird kommen, wir können warten, auf dem Unseren bestehen und zusehen, dass es sich daran reibt, das Leben unserer Töchter, sie ein bisschen aufraut, sticht und sie zusehen lässt, was das Ihre sein könnte, ohne uns, aber doch mit uns, auf ganz eigene Art. (SSi)*

### ... und wo ist der Nachwuchs?

Immer wieder wird diese Frage in feministischen Kreisen gestellt, meist verbunden mit der Aussage, dass Mädchen und junge Frauen heute nichts mehr vom Feminismus wissen wollen. Doch stimmt diese Annahme so?

#### Mädchenwelten

Wie männliche Jugendliche bewegen sich auch die Mädchen und jungen Frauen in Szenengruppen. In ihrem Selbstverständnis bestehen viele von ihnen darauf, den gleichaltrigen Jungen gleichgestellt zu sein und in ihrem Alltag keine Benachteiligungen zu erfahren. Gegen feministisches Gedankengut grenzt sich der grösste Teil vehement ab. Woher kommt diese scheinbar undifferenzierte Haltung?

Entwicklungspsychologisch ist für Mädchen zwischen 12 und 16 Jahren das Hauptthema, ihre Identität als Frau in Bezug auf Attraktivität, Erotik und Sexualität zu erforschen. Für die meisten Mädchen geschieht dies im Kontakt mit männlichen Gegenüber. Der Wunsch, zu gefallen, anzukommen, verliebt zu sein und gesehen zu werden, hat phasenweise mehr Bedeutung als Schule, Familie und Freundinnen. Kritik an Männern, Streitbarkeit und Querdenken vertragen sich schlecht mit dem Wunsch, für das andere Geschlecht attraktiv zu sein. Daher werden feministische Argumente und Haltungen massiv abgelehnt. Dies ist nicht spezifisch für heutige Mädchen. Wohl die meisten altgedienten Feministinnen stiessen erst nach Zwanzig zur Frauenbewegung.

Spezifisch ist jedoch das Konsumverhalten heutiger Mädchen. Allgemein kompensieren viele Jugendliche Zukunftsängste und Leistungsdruck mit Konsum und exzessivem Freizeitverhalten. Bei Mädchen äussert sich das speziell in ihrem Verhalten zu ihrem Körper und zu Schönheit. Mode, Schönheit, Stil haben sehr viel an Bedeutung für Mädchen und junge Frauen gewonnen. Ausserordentlich viel Zeit und Geld wird für Aussehen und Auftreten eingesetzt. Auch hier wirkt feministische Kritik eher wie ein Störfaktor von erwachsener Seite, der den Genuss vermiesen will, denn wie ein hilfreiches Modell, um den Mythos Schönheit zu entlarven.

Für viele Mädchen folgt das harte Erwachen erst später: bei der Berufswahl, in

der Arbeitswelt, in der Auseinandersetzung mit einem Partner.

### Konsequenzen

Stellt die feministische Bewegung die Frage nach dem Nachwuchs mit Blick auf die 12- bis 18jährigen Mädchen und jungen Frauen, so ist Skepsis angebracht. Diese Altersgruppe sendet wenige positive Signale in Richtung Feminismus. Daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen, scheint mir aber voreilig. Allgemein wird von Pädagoginnen, die feministische Mädchenarbeit in Mädchentreffs aufbauen, festgestellt, dass Mädchen zwischen sieben und ca. zehn bis zwölf Jahren auf Themen wie Selbstbehauptung, Selbstwert und Kreieren einer eigenen Mädchenwelt sehr stark ansprechen. Mit Beginn der Pubertät verschwinden die Mädchen und lassen sich nur noch punktuell mal in Mädchentreffs blicken. Nach achtzehn aber tauchen die jungen Frauen plötzlich wieder auf, scheinen sich an früher Erlebtes und an damals gewachsene Beziehungen zu erinnern und bringen völlig neue Themen zur Sprache. Das Problembewusstsein wächst, erste Grenzen werden schmerzhaft erfahren.

Daraus schliesse ich, dass auch heutige junge Frauen durchaus für Frauenfragen ansprechbar sind. Dies bedingt jedoch für die Phase der Pubertät einen Verzicht auf «Indoktrination» von feministischer Seite. Nötig sind Beziehungsangebote, Bereitschaft, die Mädchen in ihrer jeweiligen Lebensphase zu akzeptieren und sie darin zu unterstützen, sich selbst zu werden, auch wenn dies ziemlich unfeministisch vonstatten gehen kann. Zugleich bin ich als feministische Pädagogin darin gefordert, für meine Eigenart und meine Überzeugungen einzustehen, damit die Mädchen sich damit auseinandersetzen und sich daran reiben können. Gute Beziehungen und Erfahrungen machen es den jungen Frauen dann auch möglich, frühere Ansichten zu revidieren und mit neuen Fragen wieder aufzutreten.

Für die Frauenbewegung würde das bedeuten, die Mädchenarbeit zu fördern, jugendliche Mädchen in ihrer antifeministischen Haltung nicht abzuschreiben und feministische Räume so zu gestalten, dass auch junge Frauen mit ihrer andern Sprache, ihren andern Themen und ihrer andern Musik darin Eingang finden, und zwar nicht als kleine, auffällige Minderheit unter den vielen Frauen ab dreissig. Dazu wird es nötig sein, dass sich die feministische Bewegung mit der Lebenswelt junger Frauen auseinandersetzt und diese zu verstehen sucht, ohne sie sogleich zu bewerten. Damit ist die Frage nicht mehr: Wo ist der Nachwuchs? Sondern: Wo begegnen sich potentieller Nachwuchs und erwachsene Frauenbewegung?

Lisianne Enderli

### Eine Stimme von der Uni Fribourg

Feministischer Lehrauftrag, feministisches Seminar, feministisches Theologinnen-Forum... bis jetzt noch drei Orte, wo Frauen sich treffen, miteinander arbeiten, sich Wissen aneignen können. Ersterer wurde nach langem Kämpfen institutionalisiert, zweites ist dem Goodwill eines Professors zuzuschreiben, das feministische Theologinnen-Forum hat letztes Jahr sein 10jähriges Jubiläum gefeiert...

Und die Frauen hinter diesen vertraut gewordenen Begriffen? Gibt es Töchter feministischer Theologie? Ich spreche hier aus meiner Perspektive, d.h. der Perspektive einer einzelnen Frau, die fünf Jahre schon dazugehört. Ich bin so quasi in das feministische Theologietreiben hineingewachsen, angespornt durch andere, ältere Studentinnen. Wir haben uns regelmässig getroffen, diskutiert, unipolitisch (re)agiert, aber auch Feste gefeiert.

Ein Jahr nach unserem Kurs begann nur eine einzige Frau mit dem Theologiestudium, in den letzten zwei Jahren waren es wieder mehr. Ich meine, wir Frauen sind aber nicht einfach zahlenmässig weniger geworden, wir haben uns auch verändert: Die meisten Theologiestudentinnen belegen noch Nebenfächer, das Spektrum an Themen wird dadurch unweigerlich breiter; ich denke, dass wir auch bereits auf feministisch-theologisch geführte Debatten zurückgreifen können resp. selbstverständlicher mit feministisch-theologischen Kritiken umgehen. Das feministische Seminar wurde zu einem Angebot neben anderen, das feministische Theologinnen-Forum ist der richtige Ort für eine konkrete Aktion. Mir scheint, die jetzigen Theologiestudentinnen bringen ihre feministischen Interessen weniger organisiert, somit auch weniger öffentlich, politisch zum Ausdruck. Wichtiger ist die individuelle Vertiefung entsprechend den persönlichen Interessen, die Auseinandersetzung darüber in einem Gespräch zu zweit, zu dritt.

Ich denke, es gibt sie, die Töchter der feministischen Theologie, anders sicher – als Schwestern, als Freundinnen, als Cousinen, als Kolleginnen.

Eveline Gutzwiller

### Wo sind unsere Töchter geblieben?

Wo? «Ganz nah und doch weit weg?» In einem Niemandsland?

Dieses «Wo» löchert mich hie und da. Ich kenne das Gefühl leiser Wehmut beim einsamen Gang zur Kirche. Ich möchte doch gerne auch meine «Kirchen Erfahrungen» mit meinen nächsten Menschen teilen. Aber ich spüre, da ist irgend eine Brücke abgebrochen.

Und dabei hatte der gemeinsame Weg mit der Kirche so vielversprechend begonnen. Just in einer Erneuerungszeit des Religionsunterrichtes, anfangs der



Pablo Picasso, *Mère et enfant*, 20. Jh.

70er Jahre, machte ich meine catechetische Ausbildung (Styger, Oser, Kirchhofer). Eine neue Welt tat sich mir auf, und ich entdeckte Möglichkeiten, wie wir unsere Kinder zu einer tragfähigen Gottesbeziehung führen könnten. Keine verstaubten Fragen und starre Antworten, sondern ein Ernstnehmen der Kinder in ihrer Welt.

Wenn ich auch heute, 25 Jahre später, neue Fragezeichen setzen muss, denke ich noch immer, dass jener Anfang vielversprechend war.

Ich frage meine zwei Töchter nach ihren Erinnerungen nach jenem Religionsunterricht:

*Ja, wir waren auch begeistert. Wie weit das mit Deiner ansteckenden Begeisterung zusammenhing – wir waren damals Primarschülerinnen – oder ob es tatsächlich um Inhalte ging, das ist schwer zu sagen.*

Es waren ja nicht nur der Religionsunterricht und die liturgischen Feiern, die Euch Kindern sehr entsprachen, es war doch auch die Atmosphäre daheim und rundherum, die einen starken religiösen Bezug hatten. Daraus hätte doch sehr wohl etwas Starkes wachsen können.

*Das tat es schon, aber unsere «Blumen» wachsen in einem andern Garten. Die Samen zerstreuten sich nicht nirgendwo – aber sie fielen auf einen andern Boden. Religiöse Bräuche, Festtage wie Weihnachten und Ostern, die ganze christliche Kultur haben ihre Wurzeln in dem*

von Dir und von andern bearbeiteten Boden. Das möchte ich nicht missen. Aber ein Gottesdienst mit den starren Formen, fremden Gebärden und blutlos gewordenen Worten kann mich nicht berühren. Ich finde mich und unsere Welt nicht mehr darin.

Aber es gab doch eine Zeit, da wart Ihr ganz dabei. Ich erinnere mich sogar an Tage, da Ihr uns Eltern den Anstoss zum Tischgebet oder gar zum Gottesdienstbesuch gabt. Wo ist denn der Bruch passiert und warum? Ich meine, es war ein viel eindeutigerer Bruch, als ich ihn in meiner Jugend erlebte. Da geschah er zum grossen Teil aus Opposition zum Gewohnten.

So plötzlich geschah das nicht. Mit dem Grösser- und Kritischerwerden begann die Entfremdung: Kirche – kein Ort für Gespräche; Kirche – ein Ort der Vorschriften, so erlebten wir sie. Der Anziehungspunkt für den samstäglichen Gottesdienstbesuch waren vorerst noch die Treffen mit Gleichaltrigen. Doch als auch diese nicht mehr so wichtig waren, schwand auch das Interesse am Feiern, obwohl das Seelsorgeteam vieles unternahm, mit Einbezug von Filmen und moderner Musik, um uns Heranwachsende zu erreichen. Diese punktuellen Ereignisse genügten nicht mehr. Die innere Notwendigkeit war uns abhanden gekommen. Leben, Austausch, Gefühle ausdrücken fanden anderswo statt.

Und Gott – wo «findet er statt»?

Ich muss ihm keinen Platz geben. Er ist da. Allerdings habe ich ein anderes Gottesbild. Ich kann nicht in persönliche Beziehung zu ihm treten, kein Zwiegespräch mit ihm führen.

Aber Du, die Du bald Dein erstes Kind gebierst, unter welche Obhut stellst Du es?

Ich muss es nicht in irgendeine Obhut

stellen; es ist schon drin. Diese Kraft kann ich nicht beeinflussen. Euren Gott muss man immer um etwas bitten; er soll verzeihen. Kommt da nicht etwas, Vertrauen, zu kurz?

Wo sind meine Töchter geblieben? Sie sind ganz da, anders zwar als ich, kein Grund zur Trauer...

Monika Mengis-Blum

## Wo sind die Töchter geblieben?

Ist es verwunderlich, wenn unsere Töchter genau das machen, was wir damals angestrengt haben: anders als unsere Mütter zu sein? Was sich längst zum Gemeinplatz in unsern Köpfen eingerichtet hat, schmerzt in Bauch und Seele, wenn es uns praktisch betrifft. Wir Älteren haben geschuftet, nicht eigentlich, um unsern Töchtern das Leben zu erleichtern, sondern weil sexistische Ungerechtigkeit nicht sein soll. Einiges hat sich deswegen verändert – allerdings längst nicht alles. Wir kommen uns etwas müde und abgerackert vor. Und würden es gerne sehen, wenn die Bewegung, von jüngeren Frauen aufgenommen, im gleichen Stil weiterginge. Das tut sie nicht; es sieht eher aus, als ob die grosse Pause über uns gekommen wäre.

Warum nehmen unsere Töchter uns nicht als brauchbare Vorbilder? – Bei meinen eigenen Kindern kam ich zur vorerst bitteren Einsicht, dass sich meine Erfahrungen nicht gratis ohne je eigene Experimente weitertradiieren liessen. Mit Geduld und der Zeit merkte ich, dass die damaligen Kinder heute Ansichten vertreten, die nicht so gar anders aussehen, dafür auf ihrem eigenen Mist gewachsen sind. Immerhin.

Ihre Bedingungen sind nicht die glei-

chen wie vor zwanzig Jahren. Ihre Kämpfe um einen Platz in der Gesellschaft sehen anders aus; sie bauen auf Errungenschaften der bewegten Frauen auf: Einstieg in viele Berufe und Stellungen sind selbstverständlicher geworden. Erst auf den zweiten und weitere Blicke wird sichtbar, dass es so ganz und gar anders doch nicht ist. Die Situation auf dem Arbeitsmarkt, härter geworden, setzt andere Bedingungen. Wo wir noch die freie Wahl zum Meutern hatten, ist heute grössere Anpassung gefordert; es finden sich leicht Leute, die nicht aufgehen. Feministinnen sind ersetzbar.

Apropos Feministinnen: was wir noch stolz als Frauenzeichen im Ohr oder am Hals trugen, hat bei jüngeren Frauen nicht gleiches Ansehen. Feministinnen stehen im unangenehmen Geruch, pflegen leicht und wenig charmant zu sein. Was unsere meist angetrauten Männer noch leidend mitmachen mussten, lehnen jüngere männliche Wesen zum voraus ab. (Ausnahmen bestätigen die Regel.) So bleibt die weibliche Angst, als Partnerinnen nicht begehrt zu sein. Andererseits fangen viele Beziehungen schon mit andern Vorzeichen an, indem gleichgestellte Partnerschaft – wenigstens ideell – vorausgesetzt wird. Bis sich herausstellt, wieviel dazu fehlt: Mutterschaftsversicherung u.ä. sind noch immer im Traumstadium. Wir hoffen auf die Hartnäckigkeit der Töchter – etwas haben sie ja von uns doch wohl mitbekommen!

Komisch, dass die Mütter radikaler waren! Aber vielleicht sieht es nur so aus: wir konnten die feministischen Anliegen geradlinig – oft auch klar einseitig – einbringen. Das war nötig. Heute jedoch, unter massiv drängenden Wirtschafts- und Weltproblemen, stellt sich die Frage der Differenz und deren Einsatz für notwendige Veränderungen. Unsere Arbeit war Vor-Arbeit; ohne sie wäre die Differenzfrage kaum möglich geworden.

Wir haben hart gearbeitet. Wir haben alles getan, was wir zu tun müssen meinten, wenn nötig im Alleingang – wie es sogenannte gute Mütter immer getan haben. Das macht es den Töchtern schwerer, ihre eigene Rolle zu finden. «Ich suche, wo ich denn einsteigen könnte.» So sagt eine junge Frau. Wenn ich sie anschau, entdecke ich den gleichen hartnäckigen Ausdruck in ihrem Gesicht, den ich so gut kenne. Sie wird nicht aufgeben – aber sie ist anders als ich. Macht's etwas?

Griete Rüedi-Mattes



Mexicanische Indigena mit Tochter.

## Neuerscheinungen

**Lisa Schmuckli, Differenzen und Dissonanzen.** Zugänge zu feministischen Erkenntnistheorien in der Postmoderne, Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus 1996, 408 S., Fr. 42.–.

Gehören Sie wie ich zu den Frauen, denen Begriffe wie «Gender», «Denken der Geschlechterdifferenz», «feministische Standpunkttheorien», «feministische Postmoderne» usw. zwar nicht ganz unbekannt sind, die aber schon immer mehr darüber wissen wollten (und einfach den Einstieg in die aktuelle, sehr komplexe feministische Diskussion nicht fanden); gehören Sie zudem zu den Frauen, welche die «Anstrengung des Begriffs» nicht scheuen, sondern ganz im Gegenteil Lust haben auf differenzierte Analysen und scharfsinnige philosophische Reflexionen, und gleichzeitig die Offenheit und Pluralität feministischer Theorien – Differenzen und Dissonanzen – aushalten, dann kann ich Ihnen das Buch der Schweizer Philosophin Lisa Schmuckli nur empfehlen.

Die Autorin versteht es hervorragend, einen Einblick in feministische Erkenntnistheorien zu geben und zugleich Philosophie als feministische Zeitdiagnose zu betreiben. Im ersten Teil ihres Buches «Von der Kritik zur Konstruktion» stellt sie die Frage nach den Erkenntnistmöglichkeiten von Frauen inmitten des Patriarchats und stellt u.a. verschiedene erkenntnistheoretische Ansätze vor. Im zweiten Teil «Vom Kopf zum Körper» geht es um eine «andere» Vernunft, um Ansätze feministischer Vernunftkritik, um feministische Sprachtheorien, um ein «Denken am Leitfaden des Körpers», um die Erfindung einer eigenen symbolischen Ordnung, um den Umgang mit der äusseren und der inneren Fremden, um Frauen-Pluralitäten und Frauen-Differenzen u.v.m. Im dritten und letzten Teil «Von feministischen Theorien und alltäglicher Praxis» versucht die Autorin eine Rückbindung feministischer Erkenntnistheorien an die Praxis und fragt nach den Möglichkeiten, eine andere Öffentlichkeit herzustellen und eine eigenständige Praxis zu inszenieren (vgl. z.B. eine frauenbewegte

Politik, die Debatte um Menschenrechte-Frauenrechte). Und diese Praxis wirft für die Autorin schliesslich die Frage nach den Möglichkeiten eines feministischen Verständnisses von Freiheit auf, das sie als ein «Mehr» für Frauen und ein «Mehr» unter Frauen qualifiziert.

Es ist unmöglich, in einer kurzen Rezension nur annähernd etwas von der Fülle des Stoffes zu vermitteln, den dieses Buch bietet. «Um Verführungen im Denken» geht es der Autorin, wie sie in der Einleitung schreibt, um Erkenntnisneugierde und Lust am Denken. Und genau dies tut sie mit ihrem Buch: sie verführt zum Denken und weckt die Lust, immer wieder neu noch nicht Gedachtes zu entdecken.

Doris Strahm

**Kwok Pui-lan, Interpretation als Dialog.** Eine biblische Hermeneutik aus Asien, Edition Exodus, Luzern 1996, 192 S., ca. Fr. 38.–.

Wenn asiatische Frauen die Bibel mit ihren Augen lesen, dann tun sie dies aus der Sicht einer schmerzvollen kolonialen Geschichte und auf dem Hintergrund jahrtausendealter nicht-christlicher Traditionen. Aus diesem Kontext heraus formuliert die aus Hongkong stammende feministische Theologin Kwok Pui-lan eine «Hermeneutik der vielen Stimmen und der vielen Wahrheiten», die mit dem absoluten Autoritätsanspruch der Bibel bricht, der lange Zeit Herrschaftsansprüche über Frauen und über nicht-christliche Völker ausgeübt hat. Sie entwickelt Perspektiven einer post-kolonialen, feministischen und multi-religiösen Befreiungshermeneutik, welche die Auslegung der Bibel nicht nur von Androzentrismus und Sexismus, sondern ebenso von kolonialistischem und eurozentrischem Denken sowie von Antijudaismus und Rassismus befreien will. Als Wandernde zwischen den Welten der östlichen und westlichen Kulturen (sie ist in Hongkong in einer nichtchristlichen Familie aufgewachsen und lehrt seit einigen Jahren in den USA Theologie) vermittelt Kwok Pui-lan zudem einen faszinierenden Einblick in die «andere» Logik asiatischen Denkens und weitet unseren eurozentrischen Blick auf eine mehr-dimensionale Sicht der Wirklichkeit. Das Buch von Kwok Pui-lan ist nicht nur eine höchst anregende und empfehlenswerte Lektüre, sondern stellt in meinen Augen einen äusserst wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer feministischen Theologie dar, die sich in einem globalen Kontext situiert und mit vielen verschiedenen (kontextuellen) Stimmen spricht.

Doris Strahm

**Silvia Schroer, Die Weisheit hat ihr Haus gebaut.** Studien zur Gestalt der Sophia in den biblischen Schriften, Grünewald Verlag, Mainz 1996, 176 S., Fr. 43.70.

Erstmals liegen hier in einem Band die gesammelten Studien der feministischen Bibelwissenschaftlerin Silvia Schroer

zur personifizierten Weisheit vor. Sie vermitteln ein differenziertes Bild einer faszinierenden Gestalt: Die Weisheit ist Schöpferin, Lehrerin, Prophetin, Geliebte; sie wird als kosmisches Ordnungsprinzip, Architektin des Alls, Vermittlerin aller Wissenschaften usw. beschrieben. Die Autorin fragt nach den sozialen, politischen und religiösen Kontexten dieser Weisheitstexte und verfolgt die Traditionen eines weisheitlichen Gottesbildes bis in die Zeit der Jesusbewegung und der ersten christlichen Gemeinden. Das Buch bietet nicht nur schöpferische Impulse für die Gemeinde- und Frauenarbeit, sondern ebenso für die Entwicklung eines neuen Gottesbildes.

**«Das Leben ist stärker.»** Ein bosnisches Lesebuch, geschrieben von Frauen im Krieg, Verlag Welt der Frau/Veritas, Linz 1996, 130 S., Fr. 22.–.

Mit berührenden Texten und Gedichten schildern Frauen, wie sie den Krieg in ihrer Heimat erlebt haben. Renommiertere und weniger bekannte Autorinnen bringen die Seite des täglichen Überlebens im Krieg zur Sprache und erzählen, wie sie trotz allem ihre Würde bewahrt und nicht in Verzweiflung erstarrt sind.

**Renate Wind, Maria aus Nazareth, aus Bethanien, aus Magdala.** Drei Frauengeschichten, Ch. Kaiser/Gütersloher Verlag, Gütersloh 1996, 96 S., Fr. 19.80.

Als Jungfrau und Mutter, als Kontemplative gegenüber der tätigen christlichen Sozialarbeiterin und reuige Sünderin hat die Kirchen- und Rezeptionsgeschichte die drei Mariengestalten der Bibel typisiert. Diese drei Urbilder für eine bis heute wirksame Typologie der christlichen Frau kontrastiert die Autorin in drei essayistischen Exegesen mit dem emanzipativen Geist der biblischen Texte.

**Irene Löffler, Unsere Spiritualität entdecken und feiern.** Arbeit mit Frauengruppen, Grünewald Verlag, Mainz 1996, 184 S., Fr. 32.30.

Die Auseinandersetzung mit sich selbst, der Umwelt und mit Gott führt zur Feier unseres Glaubens. Dieses Ziel verfolgt das aus der Praxis der Frauenseelsorge entstandene Materialbuch. Es umfasst theologische Grundlagen und Biographien von Frauen aus Bibel und Kirchengeschichte, die in Vorschläge für Wortgottesdienste münden.

**Angelika Weigt-Blätgen/Hildburg Wegener (Hg.), Andachten für die Arbeit mit Frauen in der Gemeinde,** Gütersloher Verlag, Gütersloh 1996, 208 S., Fr. 28.40.

Mit 59 Andachten sowie liturgischen und thematischen Anregungen zu den 59 feststehenden Wochensprüchen des Jahres will dieses Buch PfarrerInnen und Ehrenamtliche in der Gestaltung ihrer Arbeit mit Frauen in der Gemeinde unterstützen.

## Europas Gesicht trägt die Züge der ganzen Welt

*Ein Bericht von der 1. Europäischen Frauen-Synode vom 21. – 28. Juli 1996*

15 Nationen waren in Gmunden vertreten: neben Frauen aus Österreich und Deutschland viele Holländerinnen und Britinnen, eine Gruppe Rumäninnen, Weissrussinnen und einzelne Frauen aus anderen Ländern Osteuropas und anderer Erdteile. Die Schweizerinnen waren mit ca. 60 vorwiegend deutschsprachigen Frauen gut vertreten und stellten auch zwei der unverzichtbaren Dolmetscherinnen, die einen synodalen Prozess erst ermöglichen. Worum ging es – nach den regionalen und nationalen Frauen-Synoden der letzten Jahre – im europäischen Rahmen?

Die vier Tagesthemen hiessen: Politik, Wirtschaft, Spiritualität und persönliche Entwicklung. Referate setzten die inhaltlichen Impulse für die Workshops und für den eigentlichen synodalen Prozess am letzten Tag, an dem gemeinsame Ergebnisse und Forderungen vom Plenum verabschiedet wurden. Das besondere war, dass diese nicht bereits vorformuliert waren wie üblicherweise an (Männer-) Kongressen, sondern erst im Laufe der Synode entstanden und bis zuletzt veränderbar blieben.

Während die Politologin *Eva Kreisky* sich mit dem Zustand von Feminismus und Frauenpolitik im realexistierenden Patriarchat des Westens wie des Ostens auseinandersetzte und für eine genaue Kenntnis männerbündischer Strukturen und Mechanismen plädierte, um auf eine künftige egalitäre Gesellschaft hinzuwirken, entwarf die in Krinau SG lebende deutsche Sozialethikerin *Ina Praetorius*, die für die erkrankte Ministerin Regine Hildebrandt aus Brandenburg einsprang, ein neues Wirtschaftskonzept, in dem die zumeist unbezahlte Arbeit der Frauen nicht mehr irgendwo unter x,y,z aufgeführt werden soll (wenn überhaupt), sondern an erster Stelle. Ihr Referat 'Weiberwirtschaft' als alternatives Ökonomiemodell erntete tosenden Beifall. Auch die übrigen Referentinnen waren Theologinnen: *Anna Karin Hammar* und *Mary Grey* setzten bei der prophetischen Rolle der Frau und dem weiblichen

Verständnis von Macht an und legten die Grundlagen für die Diskussion der Frage der Frauenordination bzw. der Priesterinnenweihe. Der Titel der Umfrage, die das Material für ein Forschungsprojekt ergeben soll, heisst nicht umsonst: 'Frauen – Kirche – Feminismus'. Das Hauptinteresse und auch die vorwiegende Kompetenz der Teilnehmerinnen lagen unbestreitbar hier.

*Der Beitrag der Schweizerinnen* bestand in einer Reihe von Workshops, von Alternativmedizin (Silvia Briggen) über Grundbedürfnisse und Grundrechte von Frauen (Maja Wicki), Schreibwerkstätten zu den Tagesthemen (Theresa Engeli), von Frauenperspektiven im multireligiösen Europa (Reinhild Traitler / Teny Pirri-Simonian) bis zur Entwicklung der Frauengottesdienste in der Schweiz (Susanne Kramer / Irene Gysel) u.a.m. In Zusammenarbeit mit dem King's Cross Women's Center London konnte auch die Forderung der Zürcher und der Schweizer Frauensynode auf gleiche Verteilung der bezahlten und der unbezahlten Arbeit von Frauen und Männern sowie deren Ausweisung in den Staatsrechnungen und offiziellen Statistiken europaweit verankert werden.

Im Workshop zu den Frauengottesdiensten entstand von den Teilnehmerinnen her spontan ein ur-evangelischer Vorschlag zur Frage des kirchlichen Amtes, das von den Katholikinnen an der Synode sehr in den Vordergrund geschoben wurde: «*Kirche macht ernst mit dem Allgemeinen Priestertum*: Das Priesteramt wird auf Zeit verliehen: Einzelne und/oder Gruppen werden dazu ermächtigt, sei es durch die Gemeinde oder ihre Vertreter/innen.»

Dieser Ansatz, die Amtsfrage aufzubrechen, war neu und stiess auf Interesse, weil er einen Weg zur Abschaffung hierarchischer Strukturen unter ChristInnen aufzeigt. Daran wäre weiterzudenken – zum Beispiel in der FAMA!

Ein anderes Thema in Gmunden waren Gruppierungen, die ihre Interessen nicht genügend thematisiert fanden: vor allem schwarze Frauen und Lesben. Auch hierfür gilt ein Wort von Ina Praetorius, dass die Welt eine Kugel sei und jeder Punkt darauf ein Mittelpunkt: dass also jede und jeder im Zentrum, in ihrer bzw. seiner eigenen Mitte steht und niemand sich am Rande fühlen muss... bzw. müsste. Während der ganzen Synode gab es übrigens einen *psychologischen Bereitschaftsdienst*, wo Frauen sorgfältig begleitet wurden, wenn sie dies brauchten oder wünschten: und er wurde rege benutzt.

Besondere Highlights waren für mich auch *die Ausstellungen junger Künstlerinnen und das Konzert des 1. Frauen-Kammerorchesters von Österreich* unter seiner Leiterin Elisabeth Attl, die nicht wie ein Feldherr dirigierte; sondern die Musik mit Gesten und Bewegungen wie eine Tänzerin 'verkörperte'. Die starken Erlebnisse und die allgemein lebenssprühende Atmosphäre wogen weit mehr als ärgerliche Begleiterscheinun-

gen wie z.B. dass die farbigen Frauen-silhouetten der Strandpromenade entlang eines Nachts in einer Sprayaktion mit weissen Penissen verunziert worden waren, worauf die Polizei empfahl, sie schleunigst zu entfernen... was aber nicht geschah. Warum sollte nicht öffentlich sichtbar werden, dass sexistische Diskriminierung von Frauen an der Tagesordnung ist – auch im idyllischen Gmunden am Traunsee!?

*Susanne Kramer*

## «Frau Weisheit ruft in den Gassen»

*2. Aargauisches Frauenkirchenfest*

*23. August 1996 in Windisch*

... und ruft uns zusammen, um unsere Ideen, unsere Visionen und unsere Freude über die beiden Frauenstellen miteinander zu feiern. Mit diesen Worten haben wir von der Gruppe Frauenperspektive zum zweiten Frauenkirchenfest eingeladen, und über hundert Frauen kamen an diesem lauschigen Sommerabend nach Windisch. Ermutigt dazu wurden wir durch das grosse Echo auf das letztjährige Fest mit über zweihundert Besucherinnen und ihrem Interesse an einer Bewegung im Aargau. Auch hatten wir am ersten Fest noch Unterschriften gesammelt für eine reformierte und eine katholische Frauenstelle und freuten uns nun, die beiden Stellen bekanntgeben und die reformierten Stelleninhaberinnen auch begrüssen zu können. Standen am ersten Fest thematische Impulse und Informationen im Vordergrund, so war es diesmal die Begegnung der Frauen aus allen Teilen des weit verzweigten Kantons, die im Zentrum stand. Um von sich und den Orten von lebendiger Frauenkirche zu berichten, gestalteten wir an diesem Abend gemeinsam einen Bilderbogen – einen Bilderbogen voller Frauenweisheit im Aargau! Dieser Bilderbogen begleitete uns auch in den Gottesdienst hinein. In Verbindung mit den wunderschönen, inspirierenden Weisheitstexten im Buch der Weisheit und mitreissenden Saxophonklängen erlebten wir einen überaus dynamischen, beschwingten Gottesdienst, in dem auch mal schallendes Gelächter seinen Platz hatte. Der ganze Abend wurde mit Hackbrett und Percussionsmusik untermalt, an langen Tischen wurde die Teille genossen und ein Abschlusstanz im Regen rundete das Fest ab. Schön, dass es auch ein 3. Aargauisches Frauenkirchenfest 1997 in Zofingen geben wird

*Regula Haag*

## FrauenPatchwork am 1. Baselbieter Frauen-KirchenFest in Liestal

*Am 1. September, dem Verenen-Sonntag feierten in Liestal etwa 180 Frauen das 1. Baselbieter FrauenKirchenFest*

«Aus alten Resten etwas Neues gestalten», mit diesen Worten umschrieb die Liestaler Pfarrerin Rosmarie Brunner im Eröffnungsgottesdienst Patchwork als eine Fähigkeit, auf die sich Frauen ganz besonders verstehen. Das Komponieren

aus dem, was übrig bleibt, sei allerdings nur die eine Seite. Eine weitere verdeutlichte ein farbenfrohes Patchwork von Frauen aus Bubendorf, das beim Gottesdienst alle Blicke auf sich zog: das Zusammenkommen von Individuen, das ein lebendiges Kunstwerk wird. Und so waren auch am 1. Baselbieter Frauenkirchentag Frauen jeden Alters, unterschiedlicher Lebensstile und Lebensformen, aber auch unterschiedlicher religiöser Überzeugungen vertreten. Im Nachdenken über drei verschiedene Glaubensbekenntnisse wurde greifbar, wie die unterschiedliche Weise, Gott zu denken und zu leben, auch zum Patchwork des Frauen-KirchenFestes gehören.

Das Frauen-KirchenFest wurde von Pfarrerin Ruth Best, der Leiterin der Baselbieter Frauenkirchenstelle, eröffnet wurde. Die kirchliche Frauenstelle war zusammen mit der Kirchenrätlichen Arbeitsgruppe Frauendekade Veranstalterin des Festes. Im kabarettistischen Stück «Anthropolabor» unternahm eine Gruppe von Pfarrfrauen den Versuch, die richtige Frau für den Pfarrer von heute herzustellen. Die amüsierten Reaktionen aus dem Publikum liessen darauf schliessen, dass die Anforderungen an marktfähige Typen dieses Genres leider der Realität entsprechen. Das Stück erwies sich als praxisnahe Einleitung zum Referat von Frau Lilly Dür Gademann, Psychotherapeutin und Studienleiterin der Tagungsstätte Rügel. Sie sprach zum Thema «Solidarität unter Frauen – ein leeres Wort?». Durch Mausecheln wurden die Teilnehmerinnen immer wieder eingeladen zu überprüfen, wie ihre konkrete Lebensrealität das Thema widerspiegelt. Sie führte aus, inwiefern Frauen aufgrund ihrer Sozialisation in einer patriarchalen Gesellschaft in vielerlei Hinsicht handikapiert sind, mit anderen Frauen solidarisch zu sein. Sie werden dazu erzogen, um die Gunst von Männern zu kämpfen und sich an deren Lebensentwürfen und Normen zu orientieren. Erst wenn Frauen damit aufhören können, sich mit männlichen Werten zu identifizieren, wird Kritik und Unterstützung anderer Frauen möglich. Ein wunderbares Mittagessen, von Männern gekocht und serviert, verführte zum Verweilen. Für den Besuch der bunten Marktstände verschiedener Frauengruppen im Kirchhof blieb leider wenig Zeit. Am Nachmittag luden bereits wieder elf verschiedene Workshops dazu ein, das eigene Frauenpatchwork zu erweitern und neue Plätzchen hinzuzufügen, geistig, spirituell oder manuell durch die Gestaltung eines richtigen Patchworks. Aussagen der Teilnehmerinnen zu den drei Stichworten «suchen – streiten – feiern», die als Untertitel auf der Einladung standen, bildeten den Schlusspunkt des 1. Baselbieter Frauen KirchenFestes, das bestimmt nicht das letzte gewesen sein soll.

Marie-Theres Beeler

## Lebensrealitäten und Lebenswünsche

### 7. Ostschweizerisches Frauen-Kirchen-Fest in Schaffhausen

Organisiert wurden das 7. Ostschweizerische Frauen-Kirchen-Fest von einem Schaffhauser Organisationskomitee, bestehend aus 11 Frauen aus verschiedensten Organisationen und aus den Landeskirchen. Unter dem Thema «Sehen und Suchen – Lebensrealitäten und Lebenswünsche von Frauen» hörten rund 220 Frauen aus der Ostschweiz im St. Johann das Einführungsreferat von Ursula Krattiger und nahmen nachmittags an verschiedenen, das Thema betreffenden Workshops teil. Begrüsst wurden die Frauen von den beiden Co-Präsidentinnen Maja Meyer und Sabine Dubach. Sigmund Freud heisst der Mann, der am Ende eines langen, erkenntnisreichen Lebens die ziemlich ratlose Frage stellte «Was will das Weib?», so Ursula Krattiger, Historikerin und Radio DRS-Frau, in ihrem Einführungsreferat, und seither lachen die Frauen über diese Frage und beantworten sie mit einem vielstimmigen, vielhörigen Aufbrausen ihrer Wünsche und Sehnsüchte. Um Wünsche und Sehnsüchte, um Willensäusserungen und Vorstellungen, was wir gerne hätten und wie wir es gerne hätten auf dieser Erde – für uns und für andere – darum sind wir Frauen heute nicht verlegen. Also hapert es woanders, meinte Krattiger. Sagen wir denn auch deutlich und beharrlich genug, was wir wollen? Am richtigen Ort und Zeitpunkt und an die richtige Adresse gerichtet? Und stehen wir dann auch dahinter mit der ganzen Person? Tun wir das unsere dazu, unternehmen wir eigene Schritte, dass etwas geschieht? All das geht auf unser Konto, aber es kommt ja nicht nur auf uns an. Werden wir denn wahrgenommen und ernstgenommen, gehört, erhört, beantwortet – mit Worten und Taten? Von der Kirche, der Wirtschaft, der Gesellschaft, dem Staat, den Männern und von andern Frauen? Das Sehnen, das ist offensichtlich. Das Suchen ja, auch das geschieht, schon als Teil von realisiertem Sehnen. In den letzten 10 Jahren haben sich drei Felder weiblichen Sehns und Suchens aus der Fülle weiblicher Wünschens herauskristallisiert. 1) Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. 2) Die Macht von Frauen, individuell und/oder kollektiv Entscheidungen in ihrem eigenen Interesse zu treffen. 3) Die Hochachtung der Frauen auch als Geschlechtswesen, als biosoziale Klasse – Hochachtung anstelle von Abschreibung, von Abwertung als «das andere». Macht, so meinte Krattiger, das sei immer noch ein garstig Wort für viele Frauen und es auszusprechen unter dem Dach einer christlichen Kirche, geradezu ein unfreundlicher Akt. Macht bedeute für Frauen nicht, gegen etwas kämpfen, z.B. gegen die Männer, Macht bedeute für Frauen vor allem kämpfen für... für die Frauen, für ihr Sehnen, ihr Suchen und ihr Sein. Weniger die Macht an sich interessiert die Frauen, Was Frauen vor allem wollen, meint die Soziologin Evelyn Sullerot,

sei Macht, um das umzusetzen, um das zu verwirklichen, wonach sie suchen, um das zu ermöglichen, was ihren Anliegen entspreche. Zum Beispiel: Die Macht, Prozesse zur Lohngleichheit zu lancieren, durchzuführen und zu gewinnen. Die Macht, von Frauenkirche nicht nur zu träumen, sondern das 7. Ostschweizer Frauen-Kirchen Fest auch zu realisieren. Nebst Macht, Sehnen und Suchen plädierte Krattiger auch für das Sein. Die nährenden Seinerfahrungen, von denen es in unserem Leben mehr geben müsste. Schauen auf das Leben, das Wunderbare um uns herum. Das was unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dieses Aufmerksam-Sein dürfen wir nicht verschieben auf jenen Moment, wo wir vielleicht einmal den Zielpunkt all unseres Sehns und Suchens erreicht haben. Dieses Sein muss seinen Platz in unserem Lebensalltag haben, so dass wir bei allem Engagement und Einsatz immer auch wieder in der Geborgenheit des Da-Seins gestärkt und aufgebaut werden.

Als Gastredner richtete Regierungsratspräsident Hans-Peter Lenherr, die Diakonin der Christkatholischen Kirche Winterthur, Doris Zimmermann, sowie der Regionaldekan der römisch-kath. Kirche, Pater Peter Traub, Hallau, ihre Grussworte an die Frauen, die gemeinsam das Mittagessen im Hotel Kronenhof einnahmen. Den festlich besinnlichen Referatsmorgen begleitete Irma Martin, Liedermacherin aus Bremgarten, mit «besungenen Lebensrealitäten». Aus zehn verschiedenen nachmittäglichen Workshops brachten die Frauen ihre erarbeiteten Ideen, Impulse und Anregungen als Gaben in den Gottesdienst ein. Im abendlichen Münstergottesdienst trug die junge Kirchenmusikerin Vreni Winzeler-Geissmann mit ihrem Workshop-Chor gesänglich und musikalisch viel zu einer eindrücklichen, vitalen Feierlichkeit bei.

Gertrud Bischof

## Lasst uns aus der Rolle fallen... damit wir aus der Falle rollen.

### 4. Luzerner Frauen-Kirchentag vom 21. September 1996 zum Thema Frauenarbeit

«Wer es könnte/die Welt/hochwerfen/dass der Wind/hindurchfährt.» (Hilde Domin)

Eine riesige blaue Weltkugel wurde heringerollt und – zu den Klängen der Frauen-Musikgruppe «Kaama» über den Köpfen der Frauen von Händen zu Händen weitergereicht. 180 Frauen haben sich zum 4. Luzerner Frauen-Kirchentag, organisiert vom Verein Frauen und Kirche, an diesem ungewöhnlichen und doch naheliegenden Ort eingefunden: in den Räumlichkeiten des Spitals und der Gesundheits- und Krankenpflegeschule in Luzern. Das Thema Frauenarbeit hatte neben Vereinsfrauen eine grosse Anzahl anderer interessierter Frauen zu einer Teilnahme bewogen, unter anderem auch am Spital Beschäftigte.

Gott liebt die Tüchtigen. Nicht so sehr die Frauen, obschon bereits in der hebräischen Bibel das Lob der tüchtigen Hausfrau besungen wird. Die Tüchtigen, das sind vorab Männer, deren Arbeitssamkeit – mindestens seit der Reformation – Gott gefällig ist. Frauen sind davon explizit ausgenommen: Ihnen bleibt der Fluch der Topfarbeit – ein Überbleibsel des Sündenfalls – für die sie, weil monoton und immer wiederkehrend, aufgrund ihrer biologischen Natur besonders geeignet sind. Diese Topfarbeit, die das Gebären miteinschliesst, ist, obschon auch Arbeit, nicht bewertbar. Im Zuge der vergangenen hundert Jahre hat sie sich zudem zur Liebesarbeit gewandelt: Putzen wird zum Liebesdienst an Mann und Kindern. Frau nimmt so gar nicht mehr wahr, dass Putzen auch Arbeit ist, und sie wird entsprechend auch nicht dafür bezahlt. Je sauberer die Arbeit, desto höher wird sie bewertet. Diese durch die technischen Errungenschaften einsetzende Entwicklung zu Beginn des 19. Jahrhunderts dauert bis heute an. Ein Knopfdruck ersetzt die dreckige Handarbeit. Das Spital, so Heidi Witzig in ihrem Einstiegsreferat, ist ein wunderbares Beispiel für die Rollenteilung zwischen Frauen und Männern: Dienen und Leisten sind zwei ungleiche Schwestern. Die Frauen und Männern zugewiesenen Rollen erweisen sich für beide als Fallen, aus denen es zu rollen gilt.

Sechs Frauen aus verschiedenen Bereichen erzählten aus ihrem Arbeitsalltag im Spital. Die Ergotherapeutin, die pensionierte Cheflaborantin, die Mitarbeiterin im Reinigungsdienst, die Cheffärztin, Schulleiterin und Krankenpflegerin in Ausbildung: Sie alle zeigen, was es heisst, in einem hierarchisch und von Männern dominierten Betrieb zu arbeiten und – das gilt für einzelne von ihnen – Leitungsfunktionen zu übernehmen. In dreistündigen Ateliers hatten die Teilnehmerinnen Gelegenheit, sich mit verschiedenen Aspekten von Frauenarbeit auseinanderzusetzen.

Im Schlussreferat skizzierte Lisa Schmuckli utopische Ansätze des «Ausder-Falle-Rollens». Sie analysierte das Spital als Mikrokosmos des kapitalistischen Systems, dessen grundlegendes Merkmal die Arbeitsteilung zwischen den verschiedensten Frauen, zwischen den Männern unterschiedlicher Herkunft und zwischen Männern und Frauen ist. Kostenlose Familien- und Betreuungsbearbeitung wird aus diesem System ausgelagert und entsprechend minder bewertet. Das Spital kann jedoch nur deshalb funktionieren, weil Angehörige bereit sind, für die psychische Betreuung und die Nachpflege ausserhalb des Spitals zu sorgen. Letztlich gilt es, uns den Wert unserer Arbeiten nicht mehr länger vom Markt diktieren zu lassen in Form von monetärer Anerkennung und Lohn, sondern ihn gemeinsam zu verhandeln, jenseits traditioneller Zuschreibungen Wert und Sinn zu setzen und dadurch – hoffentlich – starre Hierarchisierungen

aufzubrechen. Der Frauen-Kirchentag schloss mit einer schlichten liturgischen Feier und einem gemeinsamen Nachtessen.

*Li Hangartner*

### **Frauen und Männer gegen Gewalt an Frauen**

*Tagung des Netzwerks offene Kirche Schweiz (NOKS) am 16.11.96 im Romero-Haus, Luzern*

Knapp 60 Personen (ein Drittel davon Männer!) haben sich an einer spannenden und gelungenen Tagung mit dem Thema «Gewalt an Frauen» auseinandergesetzt. Anliegen der Vorbereitungsgruppe war es, das Thema nicht immer nur unter Frauen als sog. «Frauenproblem» zu beleuchten, sondern quasi als Experiment gemeinsam mit Männern die Ursachen von männlicher Gewaltausübung anzuschauen. Der Schauspielerin Eva Müller aus Basel gelang es ausserordentlich gut, emotional in die Tagung einzustimmen. Eindrücklich wirkte ihr «Anmach-Rap» und ihr Selbstgespräch beim Heimgehen durch einen dunklen Park. Ruth Bussmann vom Frauenhaus Luzern und Robert Ammann vom mannebüro züri umrissen in ihren Eingangsreferaten das Thema aus Frauen- und aus Männersicht. «Ein für Männer unangenehmes, heikles Thema, da es den Männern zu nahe kommt», meinte sinngemäss Robert Ammann. Viel einfacher als die eigene Täterseite bei sich anzuschauen, sei es, sich für Befreiungskämpfe unterdrückter Völker weit weg zu engagieren. «Wo erfahre ich in meinem Alltag Gewalt?» In kleinen gemischten Gruppen konnten Frauen erzählen und die Männer zuhören. Danach war für die Männer Gelegenheit, auf das Gehörte zu reagieren.

In vier Ateliers wurden einzelne Aspekte zur «Gewalt an Frauen» vertieft. Maritza Le Breton vom FIZ sprach von der Gewalt an Migrantinnen, Barbara Müller, ehem. Gleichstellungsbeauftragte des Kantons Obwalden beleuchtete die Gewalt in Schule und Erziehungsbereich, v.a. in der rollenspezifischen Erziehung, Robert Ammann vom mannebüro züri gab in einer reinen Männergruppe Impulse und Jérôme Perret und Ariane Rufino stellten das Basler Interventionsprojekt 'Halt-Gewalt' vor.

In einer Schlussrunde wurde gesammelt, wo es Perspektiven und Wege bzw. hoffnungsvolle Handlungsansätze gegen Gewalt an Frauen gibt. Eva Müller gab den Teilnehmenden ganz zum Schluss einen Liedtext von Ina Deter mit auf den Heimweg: NEUE MÄNNER BRAUCHT DAS LAND!

*Monika Hungerbühler*

### **Hinweise**

### **Bausteine zur feministischen Theologie**

Drei- bis viermal pro Jahr geben die

feministisch-theologisch engagierten Frauen vom Verein Frauen und Kirche in knapper und fortlaufender Form Bausteine zur fem. Theologie heraus. Die Themen/Steine zu zentralen Anliegen und Denkbewegungen der feministischen Theologie sind für vielbeschäftigte Frauen, die «oft viel mehr wollen, als sie zeitlich können», gemacht. Für «Frauen, die sich vielleicht neu für fem. Theologie interessieren, ohne sich viel Zeit dafür nehmen zu können, aber auch für Frauen, die sich schon damit beschäftigt haben, ab und zu aber ganz gut eine neue «Injektion» gebrauchen können, um die eigenen, vielgebrauchten Kräfte wieder etwas (feministisch-theologisch) zu stärken.» Als Jahresabo für Fr. 16.– zu beziehen bei: Verein Frauen und Kirche, Postfach 4933, 6002 Luzern.

### **Za'tar – Teilen gibt Würze**

*cfid-Jahressammlung 1996*

Za'tar, die Gewürzmischung aus dem östlichen Mittelmeerraum, ist dieses Jahr Symbol für das Engagement des cfd für mehr Gleichstellung und die Unterstützung von Fraueninitiativen im Aus- und Inland. Beim Backen eines Za'tar-Brottes werden z.B. Kurse für Migrantinnen in der Wissenswerkstatt 'wisdonna' in Bern, Dorfpflegerinnen in Palästina und Begleiterinnen von kriegstraumatisierten Frauen und Kindern in Bosnien unterstützt.

Za'tar, Rezepte und eine Kunstkarte für Fr. 12.– zu beziehen bei: cfd, Postfach, 3001 Bern.

### **Tänzerinnen und Heiratsmigrantinnen**

*Rechtliche Aspekte des Frauenhandels in der Schweiz*

Die Studie von Caritas Schweiz bietet eine Analyse der heutigen Rechtslage auf internationaler und nationaler Ebene und verweist auf problematische Punkte bezüglich verschiedener rechtlicher Bereiche. Darüber hinaus formuliert sie Empfehlungen, die vor allem das Aufenthaltsrecht und das Strafrecht betreffen. So etwa fordert die Caritas eine eigenständige Aufenthaltsbewilligung für ausländische Ehegattinnen von Schweizer Bürgern.

Zu beziehen bei: Caritas Schweiz, Bereich Kommunikation, Löwenstr.3, 6002 Luzern.

### **Olympe Nr. 5, September 96**

*Der verwertete Körper – Selektiert, Reproduziert, Transplantiert.*

Aus dem Inhalt: Verena Felder, Dasein verweigern oder zuzwingen; zum Dilemma der Hebamme im klinischen Praxisfeld; Aiha Zemp, Von der weiblichen Einsamkeit mit den neuen Technologien; Ruth Gonseth, Wann ist der Mensch tot? Schlüsselfragen beim zukünftigen Transplantationsgesetz.

Zu beziehen bei: Olympe, c/o Elisabeth Joris, Gemeindestr. 62, 8032 Zürich.

## Impressum

### Herausgeber:

Verein zur Herausgabe  
der feministisch-theologischen  
Zeitschrift FAMA

### Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel  
Li Hangartner, Luzern  
Monika Hungerbühler, Basel  
Barbara Lehner, Luzern  
Barbara Seiler, Zürich  
Doris Strahm, Basel  
Silvia Strahm Bernet, Luzern  
Ursula Vock, Zürich

### Administrations- und Redaktionsadresse:

Verein FAMA  
Monika Hungerbühler  
Postfach 300  
CH-4012 Basel

### Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

### Druck:

Gegen-Druck, Luzern

### Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.-  
GönnerInnenabo Fr. 30.-  
Auslandabo: Fr. 26.-/DM 28.-  
Abonnementsbestellungen siehe:  
Administrationsadresse  
Kündigungen bis spätestens drei  
Monate vor Ablauf des Abos.  
Einzelnummern: Fr. 6.- zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:  
Verein FAMA  
Postfach 300  
CH-4012 Basel

## Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
«Kultivierung» der Beziehungen unter Frauen (Dorothee Markert)	3
Mondblutfeste (Ursa Krattiger Tinga, Rosmarie Wydler-Wälti, Christine Ballmer-Hofer)	6
Trotz weisser Rüschensockchen kluge Köpfchen (Silvia Strahm Bernet)	9
Die «graue Emanze» und die «Stadtluzerner Älplerin» (Barbara Waldis)	10
Lesbisches Kontinuum (Katrin Kuchler)	12
«Sag mir wo die Töchter sind» oder vom Generationenbruch in der feministisch-theologischen Bewegung (Lisianne Enderli, Eveline Gutzwiller, Monika Mengis-Blum, Griete Rüedi-Mattes)	15
Literatur	16
Forum	17

## Bildnachweis

Die Bilder in dieser Nummer stammen aus dem Buch von Gabriele Meixner, Frauenpaare in kulturgeschichtlichen Zeugnissen, München 1994 und aus dem Katalog «Eva und die Zukunft. Das Bild der Frau seit der Französischen Revolution», Hrsg. von Werner Hofmann, München 1986, und von diversen Postkarten. Das Foto einer mexicanischen Indigena mit ihrer Tochter hat Ursula Vock auf einer Reise aufgenommen.

### wir gratulieren

### wir gratulieren

### wir gratulieren

Doris Strahm zur bestandenen Doktorprüfung an der Universität Fribourg!  
Doris hat die letzten Jahre intensiv an ihrem Buch gearbeitet. (Siehe unten). Wir freuen uns, dass diese wichtige Arbeit nun auch die angemessene Anerkennung der wissenschaftlichen Theologie gefunden hat. Als Redaktionsteam der FAMA gratulieren wir Dir, Doris, ganz herzlich.

## Buchvernissage im Romero-Haus Luzern zum neuen Buch von Doris Strahm

Anlässlich des Erscheinens des Buches «Vom Rand in die Mitte. Christologie aus der Sicht von Frauen in Asien, Afrika und Lateinamerika» (Edition Exodus, Luzern) findet am 31. Januar 1997 im Romero-Haus Luzern (Kreuzbuchstr. 44) eine festliche Vernissage statt. Beginn: 19.30 Uhr. Mitwirkende: Marga Bührig, Dietrich Wiederkehr und die Autorin.

## In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.  
Das Thema der nächsten Nummer lautet:  
**Raus aus der Kirche - Rein ins Ritual** (März)

## Mitarbeiterinnen dieser Nummer

**Christine Ballmer-Hofer**, Alemannengasse 84, 4058 Basel  
**Dorothee Dieterich**, Kartausgasse 11, 4058 Basel  
**Lisianne Enderli**, Sonnenbergstr. 6, 6005 Luzern  
**Eveline Gutzwiller**, Imp. de la foret 14, 1700 Fribourg  
**Ursa Krattiger Tinga**, Paradiesstr. 26, 4102 Binningen  
**Katrin Kuchler**, Schillerstr. 27, 4053 Basel  
**Dorothee Markert**, Peter Thumbstr. 16, D-79100 Freiburg  
**Monika Mengis-Blum**, Mühlehofstr. 14, 6030 Ebikon  
**Griete Rüedi-Mattes**, Frohburgstr. 92, 8006 Zürich  
**Silvia Strahm Bernet**, Klosterstr. 11, 6003 Luzern  
**Barbara Waldis**, Guisan 12, 1700 Fribourg  
**Rosmarie Wydler-Wälti**, Oberalpstr. 9, 4054 Basel